

Ein Wort zuvor



Liebe Freunde und Freundinnen
der Congregatio Jesu,

Nicht immer sehen wir den Weg klar vor uns – im Kleinen unseres Lebens nicht und in der Weltpolitik, die zunehmend aus den Fugen zu geraten scheint, schon gar nicht. Und doch geht unsere Geschichte mit Gott darin weiter, die große Geschichte, in der er mit uns unterwegs ist und die uns auf ihn hinführt. Eine Wanderapp würde wohl anmerken: „Schwere Wanderung. Gute Grundkondition erforderlich. Wege überwiegend gut begehbar. Trittsicherheit erforderlich.“ Zu solcher Grundkondition und Trittsicherheit in Ihrem geistlichen Leben möchten wir mit den Texten unserer Mitschwestern in diesem Heft wieder beitragen.

Manchmal hilft es, wenn jemand ein Stück des Weges mitgeht. Dazu finden Sie in diesem Heft eine aktuelle Liste unserer Geistlichen Begleiterinnen, die Sie für Einzelbegleitung, Exerzitien oder stille Tage anfragen können.

Dieses Heft darf und will geteilt werden. Erstmals haben Sie mit zwei Karten am Ende des Heftes die Möglichkeit, „Spiritualität konkret“ kostenlos für sich zu abonnieren oder auch jemanden aus Ihrem Umfeld mit einem Probeheft zu überraschen. Damit erfreuen Sie jemanden in Ihrem Bekanntenkreis und helfen zugleich uns, das Heft weiter bekannt zu machen und Interessierte zu gewinnen.

Viel Freude bei der Lektüre und gute Wegerfahrungen!

Igna Kramp G

Igna Kramp Cf

Inhalt

- 01 Ein Wort zuvor
- 04 Mary Wards Schuhe *von Sr. Ursula Dirmeier Cf*
- 07 „Das Wort Gottes ist gut für Vollkommene
und Unvollkommene“ *von Sr. Igna Kramp Cf*
- 24 300 Jahre Congregatio Jesu in Meran
von Sr. Ursula Dirmeier Cf
- 40 Judo – Eine Vorschule zur Schule Gottes?
von Sr. Gabriele Martin Cf
- 42 Spuren des Geistes Gottes
von Sr. Magdalena Winghofer Cf
- 45 Kirche spüren... Ein Bericht *von Sr. Beate Neubert Cf*
- 47 Ich bin gefunden. *Von Sr. Barbara Kusche Cf*
- 59 Unsere Arbeit im Fokus: Myanmar
- 61 Unsere Geistlichen Begleiterinnen
- 64 Unsere Autorinnen
- 65 Impressum

Sich Gott nähern

Bei jedem Sonnenaufgang und jedem Blatt am Baum,
über seine Herrlichkeit jubeln,
seine Welt lieben.

Die anderen
in Liebe verlassen, sie Gott übergeben,
allein sein.

Die eigenen Pläne und Ziele
loslassen,
nicht mehr über die Ängste stolpern.

Der Kompass
Ist Gottes Plan von mir,
in mein eigenes Sein eingeschrieben.

Die Sehnsucht
als Stütze nehmen,
losgehen.

Unterwegs
Die Wegzeichen prüfen:
Wird das Herz weit, die Seele still?

Und dann
in seine offenen Arme
heimkehren.

Birgit Stollhoff

Mary Wards Schuhe

Ursula Dirmeier Cf – Gedanken zur Skulptur von Rosa Brunner in der Ausstellung FRAUEN.TATEN.WERKE im Diözesanmuseum Bamberg

Ich könnte alle meine Schritte zählen lassen, wenn ich das wollte. Vermutlich könnte ich auch alle meine Bewegungen räumlich aufzeichnen lassen. Das ergäbe ein ziemlich langweiliges Hin- und Her im Haus und in der Umgebung mit gelegentlichen Ausschlägen zu näheren und manchmal auch ferneren Zielen.

Was ist der nächste Schritt?, überlege ich nicht so sehr in den alltäglichen Abläufen, sondern wenn ein Vorhaben oder eine Tätigkeit einen etwas längeren Atem braucht, einen größeren Bogen hat. Wohin geht der nächste Schritt?, frage ich dann, wenn Entscheidungen anstehen und nicht länger aufzuschieben sind.

Mary Wards Schritte hat niemand gezählt. Sie war darauf konzentriert, den Weg Jesu zu gehen. Nicht nur irgendwie allgemein als gläubige Christin, sondern mit jedem ihrer Schritte: „Ich war glücklich, als ich erkannte, dass die Weise, wie Christus mit allen geschaffenen Dingen umging, die vollkommenste war. Ich liebte sie und hatte den Wunsch, denselben Weg zu gehen, hauptsächlich deshalb, weil er ihn ging.“ (Exerzitien 1618) Und wie Jesus fragte sie danach, was Gott von ihr getan haben wollte, täglich, stündlich. So wurde ihr Leben zu einer Nachfolge Jesu eben auf ihre spezielle, unaustauschbare Weise.

Wenn man ihre Schuhe betrachtet, ob im hier abgebildeten Original im Haus der Congregatio Jesu in Altötting oder in der Skulptur von Rosa Brunner aus Belgischem Blaustein, der in der Gegend um Lüttich zu finden ist, denkt man zuerst an ihren ersten Weg von Lüttich nach Rom: Vom 18. Oktober bis 24. Dezember

1621 war sie mit ihrer kleinen Reisegruppe dorthin zu Fuß unterwegs, mit einem Pferd für das Gepäck und einem, das die jeweils erschöpfteste Person trug, und mit nur drei Ruhetagen in Nancy, Mailand und Loreto.

Für die mühsame zweite Rückreise von Rom nach München mit der niederschmetternden Erkenntnis, dass man nicht nur, wie beim ersten Mal in Rom nichts erreicht hatte, sondern dass bereits das kirchliche Verbot der Gemeinschaft in der Luft lag – werden die Schuhe explizit erwähnt. Wegen der Pestgefahr mussten sie den weiten Weg über Venedig nehmen. Wieder waren sie zum größten Teil zu Fuß unterwegs, „mit nur einem Pferd, um im Wechsel die Erschöpfteste zu tragen, und mit nur einem zum Unterwegssein geeigneten Paar Schuhe, das mehreren Personen mit sehr unterschiedlichen Füßen dienen musste.“ (Englische Vita)

Später war sie so krank, dass sie nur noch kürzere Strecken zu Fuß gehen konnte. Dennoch blieb ihr Leben ein Unterwegssein. Um dem in Belgien und England ausgestreuten Gerücht entgegenzuwirken, sie sei für immer eine Gefangene der Inquisition, unternahm sie die letzte, zwei Jahre dauernde Reise von Rom über Paris nach Lüttich und London und fand auch in ihrer Heimat keine Ruhe. In den Gefahren des Bürgerkriegs mussten sie weiter nach Norden und noch kurz vor ihrem Tod vor den anrückenden Puritanern fliehen.

Dass ein Paar Schuhe alle diese Schritte ausgehalten hätte, ist eher unwahrscheinlich. Ob das erhaltene Paar 1631 in München zurückblieb oder ob es sich um ihr letztes Paar Schuhe handelt, das ihre Freundinnen später aus Pietät aufbewahrten und aufs Festland mitbrachten, wissen wir nicht.

Ich habe eine stattliche Anzahl von Schuhen im Regal, weshalb sie sich als Symbol für meine Schritte nur bedingt eignen. Dennoch

könnten sie mich zur Frage anregen: Was ist der nächste Schritt? Wohin gehen ab jetzt meine Schritte? Welche Wege wähle ich? Haben sie etwas mit Jesus zu tun, von dem es heißt, er sei Leben und Wahrheit und Weg?



Heute wie damals sind wir unterwegs im Namen des Herrn – nur mit anderen Schuhen.

„Das Wort Gottes ist gut für Vollkommene und Unvollkommene“

P. Alfonso Salmerón SJ liest über Ps 119

Von Igna Kramp Cf veröffentlicht in: *Eigenmächtig ausgelegt oder vom Geist getragen? Geistliche Schriftauslegung – Versuch einer Standortbestimmung*, hg. v. C.Ettl, G. Hotze, G. Nassauer, C. Uhrig, Würzburg 2023.

Lectio Divina, *Geistliche Schriftlesung* in ignatianischer Tradition – gibt es das überhaupt? Ist nicht gerade die imaginative Betrachtungsweise typisch ignatianisch, bei der man sich den Schauplatz des Geschehens innerlich vorstellt, um dabei zu sein oder sogar selbst in die Geschichte einzutreten? Der erste Eindruck täuscht: Es gibt auch in den ignatianischen Exerzitien neben der hauptsächlichen Form, bei der man imaginativ betrachtend ins Leben Jesu eintritt, noch weitere Formen. Und die biblisch geprägte Pastoral der ersten Jesuiten beschränkte sich auch nicht auf die Begleitung von Exerzitien, sondern umfasste noch andere Dienste am Wort Gottes¹, die zu dieser Thematik auch berücksichtigt werden sollten. Heute setzen wir die ignatianische Spiritualität mit den Exerzitien – und nur mit diesen – in eins. Das liegt aber daran, dass aus dem reichen pastoralen Portfolio der Gesellschaft Jesu in der frühen Neuzeit vor allem die Exerzitien Verbreitung gefunden und die Kirche an vielen Stellen geprägt haben, wohingegen andere biblisch inspirierte Formen nicht in gleicher Weise rezipiert wurden. Zudem unterscheidet sich unsere heutige Praxis der Exerzitien grundlegend von der historischen Praxis des 16. Jahrhunderts. Nimmt man nur die Exerzitien in der heute üblichen Praxis, wäre hier über *Lectio Divina* nicht viel zu sagen, außer vielleicht darüber, dass die imaginative Form der Schriftbetrachtung aus der *Lectio Divina* hervorgegangen ist. Aber das wäre dann auch nicht typisch

¹ Formula Instituti von 1550, in: *Gründungstexte der Gesellschaft Jesu*, hg. von P. Knauer, Würzburg 1998, 304f.

ignatianisch, weil Ignatius von Loyola diese Betrachtungsweise in der *Vita Jesu Christi* des Kartäusers Ludolf von Sachsen bereits vorgefunden hat.²

Die ursprüngliche Form der Exerzitien und ihre biblische Hermeneutik kann hier nicht umfassend dargelegt werden.³ Es genügt, ein paar Punkte zu benennen, die für die Praxis von *Lectio Divina* in den Exerzitien relevant sind. Der wichtigste Unterschied zur heutigen Praxis besteht darin, dass in der ursprünglichen Form der Exerzitien gar nicht direkt mit dem Evangelientext imaginativ meditiert wurde. Das lag aber nicht daran, dass man die Evangelien nicht zur Hand gehabt hätte⁴ – wir sprechen bei Exerzitanten der 30 Tage primär über litterate und lateinisch gebildete Personen⁵ – sondern daran, dass Ignatius in den Exerzitien ursprünglich eine zweigleisige Vorgehensweise vorsieht⁶: In der Nacht und den Tag über wurden die Geheimnisse des Lebens Jesu nach Betrachtungspunkten meditiert; nach Abschluss der Betrachtungen, also wohl am Abend, wurde in den Evangelien gelesen.⁷ Der Exerzitant blieb auf diese Weise zunächst bei seinen inneren Bildern, die ihm zu den Betrachtungspunkten kamen, um dann später erst im Text

selbst zu lesen. So gingen in der ursprünglichen Form der Exerzitien imaginative Betrachtung und geistliches Lesen der Schrift ineinander über. Neben der Lektüre der Evangelien stand allerdings die anderer erbaulicher Bücher. Ignatius nennt die Nachfolge Christi und das Leben der Heiligen⁸; in späteren Direktorien zu den Exerzitien treten weitere Schriften hinzu, z. B. die Werke Bernhards von Clairvaux.⁹

Die biblische Lektüre in den Exerzitien ist auf die Evangelien fokussiert. Das liegt daran, dass es in den Exerzitien darum geht, in die Nachfolge Christi einzutreten und eine entsprechende Lebenswahl in seiner Nachfolge zu treffen. Von daher sind die Exerzitien zutiefst christozentrisch geprägt und die Evangelien der erste Referenztext. Der Reichtum der Heiligen Schrift in ihrer Breite und Vielfalt erschließt sich in ihnen ursprünglich nicht. Hier ist allerdings zu bedenken, dass die Exerzitien zur Zeit des hl. Ignatius nur einmal im Leben gemacht wurden. Angesichts dessen ist es plausibel, sich darin auf die Evangelien zu konzentrieren. Nach dieser tiefen Begegnung mit Jesus betete man im Alltag weiter, indem man das Leben Jesu erweitert und vertieft betrachtete.¹⁰

Am Ende des Betrachtungsweges der Exerzitien erklärt Ignatius noch drei zusätzliche Gebetsweisen.¹¹ Die erste Weise des Betens stellt eine Art meditative Gewissensforschung dar und ist für unser Thema nicht interessant. Die zweite Weise aber beschreibt eine Gebetsform, bei der der Beter sich auf jedes einzelne Wort konzentriert und so nach und nach den Text intensiv durchgeht: „Er verweile bei der Erwägung dieses Wortes soviel Zeit, als er Bedeutungen, Vergleiche, Geschmack und Tröstung in zu diesem Wort gehörigen Erwägungen findet.“¹² Hier haben wir es mit einer *Lectio Divina* Wort-für-Wort zu tun. Die dritte Weise ähnelt dieser zweiten Form, nur dass der Exerzitant dabei ein kurzes Wort auf den Atem legt und so im Rhythmus des Ein- und Ausatmens betet. Ignatius erklärt diese zweite und dritte Gebetsweise für die

2 Siehe dazu: Ludolf von Sachsen, Das Vorwort zum „Leben Christi“ (Geistliche Texte SJ 14), eingeleitet und übersetzt von Andreas Falkner SJ, Frankfurt 1988. Der Betrachtungsstoff ist aber bei Ignatius gegenüber seiner Vorlage massiv reduziert.

3 Siehe dazu: Igna Marion Kramp, Begegnung mit den Geheimnissen des Lebens Jesu Christi. Zur biblischen Hermeneutik der Exerzitien (SOF 94), Münster 2020.

4 Simon Rodrigues berichtet in seiner Schrift „Vom Werden und Wachsen der Gesellschaft Jesu“, Nr. 26, die Gefährten hätten selbst auf dem Weg von Paris nach Venedig jeder Brevier und Bibel dabei gehabt. In: Geistliche Texte SJ 9, hg. von J. Stierli, Frankfurt 1985, 17.

5 Die Vollform der Exerzitien wurden primär vielversprechenden Kandidaten für Geistliche Berufe gegeben, bei denen zumindest wahrscheinlich ist, dass sie lateinisch gebildet waren. Ignatius spricht auch vom Lesen (leer) der Geheimnisse Christi (Exerzitien, 127), und davon, dass der Begleiter den Exerzitanten gerafft aufschreiben lassen kann, was er meditieren solle (Direktorium nach mündlich diktierten Bemerkungen des Ignatius, in: Knauer, Gründungstexte, 287–289, Nr. 13).

6 Ignatius, Exerzitienbuch (im Folgenden EB), Nr. 100. Hier wird mit Beginn der zweiten Woche zusätzlich zu den imaginativen Betrachtungen des Lebens Jesu nach Punkten (vgl. EB 261–312) die Lektüre der Evangelien empfohlen.

7 So Juan Alonso de Polanco, ein enger Mitarbeiter des hl. Ignatius, in seinem Direktorium zu den Exerzitien, Nr. 64 (Geistliche Texte SJ 5, hg. von Josef Stierli, München 1982, 59).

8 EB 100.

9 EB 162; Kramp, Begegnung, 44–47.

10 Siehe dazu: Kramp, Begegnung, 48–78.

11 EB 238–260.

12 EB 252.

Grundgebete wie Vaterunser und Ave Maria oder das Seele-Christi-Gebet, aber schon in den Direktorien wird erwähnt, dass sich diese Weise auch für die Psalmen eignet.¹³ Anders als mit der ignatianischen Betrachtungsweise können mit diesen Gebetsweisen nicht nur Erzähltexte, sondern auch andere biblische Texte meditiert werden. Sie eignen sich aber nur für sehr kurze Abschnitte. Insofern bleibt die *Lectio Divina* nach den Anleitungen im Exerzitienbuch auf die Evangelien und kurze andere Schriftworte beschränkt.

Die Exerzitien waren aber eben nicht das einzige wichtige pastorale Instrument der frühen Jesuiten. Ein sehr wichtiger „Dienst am Wortes Gottes“ bestand vielmehr in Geistlichen Schriftlesungen, in denen die Jesuiten ganze biblische Bücher oder bestimmte Abschnitte daraus in den Kirchen öffentlich vor dem Volk erklärten. Diese Praxis soll hier genauer betrachtet werden, da sie nicht nur dem Namen *lectio* sondern auch der Zielsetzung nach enge Bezüge zur *Lectio Divina* aufweist. Anders als in den Exerzitien, in denen alles auf eigenes Üben hinausläuft, wurde den Hörern in diesen Lesungen die Schrift zwar vom Lektor ausgelegt. Aber zugleich lernten sie dabei eine lebensformende Verbindung von geistlichem Leben und Schriftlesung kennen. Sehr wahrscheinlich wurde außerdem auch in den Exerzitien erklärt, wie man einen Text geistlich fruchtbar lesen sollte, jedenfalls heißt es im offiziellen Direktorium von 1599, der Exerzitant sei „zu ermahnen und zu belehren, dass er die Lesung auf die Meditation ausrichte und sie nicht mit Wissensdurst und Neugier durcheile, sondern dass er innehalte und das Gelesene erwäge.“¹⁴ So werden die Exerzitien und die Geistlichen Schriftlesungen in der Pastoral der Jesuiten

auf lange Sicht dazu beigetragen haben, dass ihre Empfänger ein geistliches Leben aus und mit der Heiligen Schrift führen konnten. In jedem Fall ging es sowohl bei den Exerzitien wie auch bei den Geistlichen Schriftlesungen um die Durchformung und Ordnung des Lebens von Gott her und auf ihn hin.

1. Geistliche Schriftlesungen in der Pastoral der Jesuiten

Die Gattung „Geistliche Lesung“ (*lectio*) geht nicht auf die Jesuiten zurück, sondern sie fanden diese Praxis zu ihrer Zeit bereits vor.¹⁵ Doch erst durch sie fand die Praxis dieser Lesungen eine weite Verbreitung, und sie wurden in dieser Gewohnheit zusätzlich darin bestärkt, dass das Konzil von Trient in seiner fünften Sitzungsperiode die Einrichtung von Benefizien an Kathedralen und Pfarrkirchen für Geistliche Schriftlesung beschloss.¹⁶ Wo immer die Jesuiten länger als eine Woche an einer Kirche weilten, hielten sie ebenso viele geistliche Schriftlesungen wie Predigten – das gehörte zu ihrem festen pastoralen Repertoire.¹⁷ Allerdings wissen wir sehr viel mehr darüber, wie diese Lesungen gehalten wurden und wer wann über welches biblische Buch oder sonstiges Thema gelesen hat, als über ihren Inhalt. Denn die pastorale Praxis ist in den Vierteljahresberichten aus der ersten Zeit des Ordens festgehalten worden. Die Lesungen selbst waren aber alltäglich, und die Lektoren haben ihre Skripte offensichtlich nicht aufbewahrt. Alle erhaltenen Geistlichen Lesungen von Jesuiten sind Mitschriften von Hörern, und es ist nur eine Handvoll überhaupt erhalten.¹⁸

Wie haben die Jesuiten Geistliche Schriftlesungen gehalten? Juan Alonso Polanco sieht eine spezifische Differenz Geistlicher Schriftlesungen aus der Hand der Jesuiten darin, dass ihnen größere Hingabe zu eigen sei und die Hörer in ihnen ermahnt wurden ‚zu allem, was gut ist‘.¹⁹ Das Wirkziel der Geistlichen Lesungen der Jesuiten war also nicht in erster Linie, den Stoff aus den Vorlesungen der Universitäten weiterzugeben – dies behauptet Polanco

13 Polanco, Direktorium, Nr. 106.

14 Das offizielle Direktorium zum Exerzitienbuch vom Jahre 1599, Teil 1, Nr. 31 (Geistliche Texte SJ, Frankfurt 1988, 18).

15 John W. O'Malley, Die ersten Jesuiten, Würzburg 1995, 128.

16 O'Malley, 127f.

17 O'Malley, 130.

18 O'Malley, 129, Fn 104.

19 O'Malley, 129, Polanci Complementa II, 804.

von den Lesungen anderer – sondern es ging ihnen darum, den Stoff für die Fragen und Bedürfnisse der Hörer aufzubereiten.²⁰ Die Hörer waren die Männer und Frauen aus der Umgebung, die in die Kirchen der Gesellschaft Jesu kamen, gelegentlich wohl auch einige Kleriker.²¹ Vormittags wurde gepredigt, nachmittags Geistliche Schriftlesung gehalten.²² Es handelt sich nach heutigen Kategorien um eine Art Erwachsenenbildung, aber anders als heute mit dem klaren Ziel, die Hörer zu einem geistlichen und gottgefälligen Leben anzuhalten.²³ Wie die Predigt fanden die Lesungen in der Kirche statt, aber derjenige, der die Lesung hielt, saß auf ebener Erde unter dem Volk und trug auch keine liturgische Kleidung.²⁴ Die Hörer brachten gelegentlich Schreibzeug mit, um sich das Wichtigste zu notieren.²⁵ Normalerweise befassten sich die Lesungen mit einem biblischen Buch, aber auch andere Themen aus dem Bereich des Katechismus und der Gewissensfälle kamen vor, sowie allgemeine Themen wie z.B. Gebet, Anfechtungen, Eucharistie, Leben Christi.²⁶ Beispielsweise hielten die Jesuiten 1556 in Syrakus und Florenz Geistliche Lesungen über das Hohelied, die sehr viele Hörer anzogen.²⁷ Im selben Jahr hielt Francisco Borja in Valladolid Lesungen über das Buch der Klagelieder.²⁸ 1552 las Nicolas Bobadilla eine Serie von 40 *lectiones* über Jona.²⁹ Häufiger als über das Alte Testament sprachen die Jesuiten allerdings über das Neue Testament, insbesondere über die Pau-

lusbriefe und ganz besonders über den Römerbrief.³⁰ Ein Bezug zu den kontroverstheologischen Auseinandersetzungen der Zeit ist offensichtlich. Trotzdem lassen sich die Geistlichen Schriftlesungen nicht auf diese Zielsetzung reduzieren, denn die Jesuiten hielten sie ganz unabhängig davon, ob sie es gerade mit als häretisch angesehenen Strömungen zu tun hatten oder nicht – solche Tendenzen beeinflussten sie allenfalls in der Auswahl der Texte, die sie erklärten. Sie hielten Geistliche Schriftlesungen, weil sie ihren Hörern zu einem guten Leben aus der Heiligen Schrift heraus verhelfen wollten.

2. Biblischer Humanismus

Die ersten Jesuiten erklärten die Heilige Schrift aus der Überzeugung heraus, ihren Hörern damit zu dienen. Diese Überzeugung speiste sich wesentlich daraus, dass sie selbst biblische Humanisten waren, die aus der Schrift und den Werken der Kirchenväter lebten und diese nicht selten auch in den Ursprachen studierten.³¹ Man darf hier nicht von Ignatius ausgehen, der über sein spät und mühsam erworbenes Latein nicht hinausgekommen ist, denn bei seinen Gefährten stellte sich die Situation ganz anders dar. Alfonso Salmerón etwa studierte schon mit etwa zwölf Jahren am Collegio Trilingue der Universität Alcalá Latein, Griechisch und Hebräisch.³² In Paris vertiefte er seine Griechischkenntnisse³³ weiter und studierte so intensiv die Schriften der Kirchenväter, dass man später über ihn sagte, es gebe kein Werk, das er nicht gelesen habe. Zu jeder Frage konnte er eine ganze Reihe Väterzitate für seine Ansicht anführen.³⁴ Sein Freund und Studiengefährte Jacob Laínez war ähnlich beschlagen. Auch Jerónimo Nadal, der sich später in Rom der Gesellschaft Jesu anschloss und die rechte Hand des Ignatius wurde, war zutiefst Humanist. Er konnte so gut die alten Sprachen, dass er in seinem Tagebuch vom Griechischen des Neuen Testaments ins Aramäische zurückübersetzt.³⁵ Selbst Peter Faber, von dem uns keine besonders vertieften Bibelstudien

20 O'Malley, 129.

21 O'Malley, 130.

22 O'Malley, 130.

23 O'Malley, 129, 134.

24 O'Malley, 129.

25 O'Malley, 129, Polanci Complementa, I, 290.

26 O'Malley, 130.

27 O'Malley, 131.

28 O'Malley, 131.

29 O'Malley, 131.

30 O'Malley, 131.

31 Siehe dazu: Igna Kramp, Der Jesuit Alfonso Salmerón (1515–1585) als humanistischer Theologe. Ähnlichkeiten und Unterschiede zu Erasmus von Rotterdam, in ThPh 90 (2015), 504–527, hier 504–511.

32 William V. Bangert, Claude Jay and Alfonso Salmerón. Two Early Jesuits, Chicago 1985, 154.

33 Georg Schurhammer, Franz Xaver I, Freiburg 1955, 242.

34 Schurhammer I, 243f.

35 Nadal, Oratonis Observationes, 712.

bekannt sind konnte so gut Griechisch, dass er mit seinem Lehrer schwierige Stellen bei Aristoteles diskutierte.³⁶ Für das Neue Testament war eine solch exzellente Kenntnis der griechischen Sprache mehr ausreichend. Ignatius war kein Humanist, dazu fehlten ihm als späten Studienanfänger die Voraussetzungen, aber die frühen Jesuiten waren biblische Humanisten. Das prägte ihre Pastoral von den Anfängen mit den Geistlichen Schriftlesungen bis zur bleibenden Rolle der Studia Humaniora in den Kollegien.

3. Alfonso Salmerón liest über Ps 119

Unter den wenigen Geistlichen Schriftlesungen der ersten Jesuiten, die uns als Mitschriften von Hörern erhalten sind, ist nur eine einzige mit einem biblischen Thema überliefert. Sie stammt von Alfonso Salmerón SJ und behandelt Ps 119 in der heutigen Zählung, in der Vulgata Ps 118. Er hat diese Lesung 1561 in Rom in der Kirche der Gesellschaft Jesu gehalten – so hat es sein Hörer in der Überschrift notiert.³⁷ Salmerón war zu dieser Zeit eigentlich Provinzial von Neapel, vertrat aber gerade als Generalvikar des Ordens den General Láinez. Dieser war nämlich als theologischer Berater mit Kardinal Ippolito d'Este in Frankreich beim Religionsgespräch von Poissy zwischen Katholiken und Hugenotten. Salmerón begann die Lesung am ersten Adventssonntag.³⁸ Er hielt sie auf Latein, was sich sehr wahrscheinlich aus dem exponierten Amt und Ort erklärt: Erstens konnte er in Rom mit vergleichsweise vielen lateinisch gebildeten Hörern rechnen; zweitens war der General der Gesellschaft Jesu – und auch sein Vertreter – eine prominente Figur und konnte sich nicht leisten, sprachlich defizitäre Vorträge zu halten (als Spanier aus Toledo mit langjährigem

Sitz in Neapel sprach Salmerón sehr wahrscheinlich kein perfektes Italienisch). Dies mag die Geistliche Lesung in der Lingua Franca der Zeit erklären, denn an und für sich waren diese Lesungen sonst nicht für eine Elite gedacht, sondern für all jene, die in die Kirchen der Jesuiten kamen. Die exponierte Situation in Rom erweckt hier einen Eindruck, der für die meisten Lesungen nicht zutreffen dürfte. Genau deshalb ist sie uns aber wahrscheinlich auch erhalten.

Warum hat sich Salmerón für Psalm 119 entschieden? Er selbst gibt uns einen Hinweis dazu, der zugleich Rückschlüsse auf sein römisches Auditorium zulässt:

„Feste Speise gehört den Vollkommenen zu [Hebr 5,14]. Erwägend, dass unter uns solche sind, die Seelen leiten, und andere, die in geistlichen Dingen geübt sind, habe ich gedacht, ich lege uns feste Speise vor, so wie Psalm 119, der beginnt: Selig die Makellosen, was den Vollkommenen zugehört.“³⁹

Dies mag eine captatio benevolentiae sein, um seine Zuhörer zu gewinnen; wahrscheinlich hatte er aber auch tatsächlich Personen vor sich, die mit Leitungsaufgaben betraut bzw. fortgeschritten im geistlichen Leben waren. Auf jeden Fall traut er seinen Hörern etwas zu, auch wenn er vorsichtshalber anfügt:

„Aber es könnte jemand sagen, dass unter uns auch Unvollkommene sind, weshalb man für sie keine feste Speise gibt. Ich antworte, dass das Wort Gottes gut ist, sowohl für die Vollkommenen, als auch für die Unvollkommenen.“⁴⁰

Und überhaupt, so fährt Salmerón fort, da nach Ps 115,2 jeder Mensch ein Lügner sei, müsse man sich ohnehin stets darum sorgen, vollkommen zu sein, so dass die Rede über Vollkommenheit auch helfe zu erkennen, was einem noch fehle.⁴¹ Er schließt seinen Einstieg mit der Einsicht, dass selbst das Wort Gottes im Munde des Unvollkommenen auf gewisse Weise unvollkommen werde, da gemäß dem Philosophen alles, was aufgenommen werde, nach

³⁶ Schurhammer, 105; Monumenta Ignatiana FN I, 182.

³⁷ Rom, Biblioteca Casanatense cod. 476, f. 1r.

³⁸ Ebd., f. 1r.

³⁹ Rom, Biblioteca Casanatense, cod. 476, f. 1r.

⁴⁰ Ebd., 1r.

⁴¹ Ebd., 1r.

der Weise dessen aufgenommen werde, der es aufnimmt.⁴² Der Gedanke ist in der scholastischen Theologie – zum Beispiel bei Thomas von Aquin – geläufig, geht aber nicht, wie Salmerón hier wohl meint, auf Aristoteles zurück⁴³. Aber die Bemerkung weist Salmerón als scholastisch gebildeten Theologen aus. Er erwähnt es hier nicht – aber der Grundsatz fügt sich sehr passend in die stark inkarnatorisch geprägte ignatianische Spiritualität: Wie das neugeborene Wort in der Krippe die Armut und Niedrigkeit auf sich nimmt, so auch das Wort Gottes im Munde des Menschen.

Wie kommt Salmerón auf den Gedanken, dass Ps 119 ein Text für Fortgeschrittene sei? Hier hat wohl Augustinus Pate gestanden, der, so Salmerón, nicht gewagt habe, diesen auszulegen, wie er die früheren ausgelegt habe, denn umso offenkundiger dieser Psalm erscheine, desto tiefgründiger sei er.⁴⁴ Salmerón sagt, die ersten 50 Psalmen seien für die Anfänger, die zweiten 50 für die Fortgeschrittenen, die dritten 50 für die Vollkommenen. Er wolle also mit Ps 119 „die hellste Dunkelheit“ erklären, und dabei nicht von dem abweichen, was Augustinus und Hieronymus in ihren Homilien gesagt haben.⁴⁵

Wie legt nun Salmerón den Psalm aus? In einem längeren Abschnitt geht er auf die davidische Autorschaft des Psalms ein. Er nutzt sie, um zu verdeutlichen, wie Gott den David mit diesem Psalm in bestimmten Bereichen üben wollte:

„Im Hirtenamt wollte er ihn üben, damit er sich von daher

gut in der Regierung von Völkern bewäre. Deshalb wurden in der Antike die Könige Hirten genannt. In der Musik wollte er ihn üben, damit er das Lob des höchsten, größten Gottes singen könne. In den Waffen aber unterwies er ihn, damit er sein Volk bestmöglich verteidigen könne.“⁴⁶

Eigentlich geht es Salmerón um David als Vorbild für seine Zuhörer, und zwar gerade im Beten des Psalms in verschiedenen Lebenslagen:

„Wer wird nicht den König bewundern, von Gott beschäftigt mit der Regierung, der zugleich gut das Lob Gottes widerhallen lässt und in der Bewunderung des Gesetzes klar sagt: *Wie wunderbar* [Ps 119,129]. Im Eifer gegen jene, die Gott beleidigen, da er sagt: *Ich sah Übertreter* etc. [Ps 119,158]. Als Unterpfand für sein eigenes Leben da er sagt: *Herr mein Gott, wenn ich das getan habe* etc. [Ps 7,4].“⁴⁷

So geht Salmerón verschiedene Situationen mit Worten des Psalms durch. Sein Fazit ist eindeutig: „Selig die Hirten, wenn sie heilige Nachahmer dieses Heiligen sind; selig, wenn sie christlich sind. Ich sage: Wenn sie so würden wie jener, bekehrten sich Häretiker, Türken und Juden.“⁴⁸ Salmerón fordert seine Hörer also auf, mit der Nachahmung einer biblischen Figur – hier David – ernst zu machen; die Schrift wie David in verschiedenen Lebenssituationen lebendig werden zu lassen und auf diese Weise an der Reform der Kirche mitzuwirken. Hier wird deutlich, wie Salmerón – bzw. überhaupt die ersten Jesuiten – die Krisenphänomene der Zeit als primär moralische und pastorale Problematiken angesehen haben. Würden die Katholiken wirklich als Katholiken leben, so dachten und handelten sie, lösten sich die Krisen von allein. Es ist klar, dass eine solche Sichtweise anderer Religionen und Konfessionen heute problematisch geworden ist. Interessant ist aber doch der Umgang Salmeróns mit der Heiligen Schrift: Biblische Figuren sind zur Nachahmung da, Gebetstexte zur lebendigen Anwen-

42 Ebd., 1v.

43 Vgl. Summa theologiae I, qu. 75, art. 5: „Manifestum est enim quod omne quod recipitur in aliquo recipitur in eo per modo recipientis.“ Thomas von Aquin verwendet die Formulierung sehr häufig, vermeidet aber die Zuschreibung an Aristoteles: Tomarchio, John: „Thomistic Axiomatics in an Age of Computers.“ *History of Philosophy Quarterly*, vol. 16, no. 3, 1999, pp. 249–275; 267, Fußn. 9. Ich danke Heinrich Watzka SJ für diesen Hinweis.

44 vgl. En in Ps CXVIII.

45 Rom, Biblioteca Casanatense, cod. 176, 1v.

46 Ebd., 2r.

47 Ebd., 2r–v.

48 Ebd., 2v.

dung in verschiedenen Lebenssituationen. Hier zeigt sich eine Weise der Auslegung, die auf eigene Übung zielt: Lies von David, wie Du auch selbst sein könntest; bete die Psalmen, wie er es getan hat. Das wird so nicht explizit gesagt, ist aber durchaus die Zielrichtung. Die Schriftlektüre zielt also auf das Leben der Hörer, weniger auf Orthodoxie denn auf Orthopraxie. Ein heiliges Leben wird die Probleme der Zeit zum Besseren wenden, davon scheint Salmerón überzeugt zu sein.

Im weiteren Fortgang der Schriftlesung nimmt Salmerón die literarische Gestalt des Psalms genau unter die Lupe: „Fünf Vorzüge hat der vorliegende Psalm: Erstens ist er ein Selbstgespräch, zweitens ist er ein alphabetischer Psalm, drittens ist er achtversig, viertens ist er ein Alleluia-psalm, fünftens ist er elegisch.“⁴⁹

Ein Selbstgespräch sei er, weil bis zum dritten Vers in der dritten Person gesprochen werde, von der vierten an aber in der zweiten Person.

„Dieser Psalm ist gleichsam eine Rede der Seele mit Gott, um zu zeigen, dass Gott nicht nur mit dem Mund gelobt werden soll, sondern auch mit dem Herzen. Immer nämlich müssen wir Gott loben, aber ihn im Beten zu loben, ist eine Eigenart dieses Psalms.“⁵⁰

Salmerón beginnt hier mit einer Beobachtung im Bereich der Grammatik, zielt aber auf die Ausrichtung des Lebens auf Gott – in allem, aber eben auch im Gebet. Hier lässt sich die ignatianische Ansicht, dass das ganze Leben Lob Gottes ist, erahnen, und zugleich die Praxis des Kolloquiums am Ende der Betrachtungen der

Exerzitien, in dem ja auch „die Seele“ bzw. der Mensch mit Gott redet mit richtigen Worten wie ein Freund mit einem Freund.⁵¹

Für die alphabetische Struktur des Psalms nennt Salmerón mehrere Gründe. Sie diene erstens als Gedächtnisstütze und sei zweitens eine Zierde. Drittens sei der Psalm der Anfangsgrund der wahren Lehre, so wie das Alphabet der Anfangsgrund aller Wissenschaft sei.⁵² Dies nimmt er zum Anlass für eine Zeitdiagnose: „Häresie scheint mir daher zu kommen, weil Menschen nicht in all ihrem Tun Hilfe von Gott erbitten, so dass sie sein Gesetz bewahren können, und dass sie, so gegenüber diesem pflichtwidrig handelnd, nicht verdienen, von Gott erleuchtet zu werden, worin das Gesetz Gottes besteht, und die Bitte um Hilfe von Gott, um es zu bewahren.“⁵³ Wieder geht es Salmerón darum, aus dem Gebet heraus recht zu glauben und recht zu handeln. Als vierten Grund nennt Salmerón, dass das Alphabet mit dem Buchstaben Taw endet, der in der Form des Kreuzes geschrieben werde, denn das Ziel bzw. das Ende des Gesetzes sei Christus.⁵⁴ Diese kurze Bemerkung ist voller biblischer Gelehrtheit. Zum einen weiß Salmerón offensichtlich, dass im Althebräischen ursprünglich das Taw in Kreuzform geschrieben wurde. Zweitens steht hinter Salmeróns Ausführung ein biblisches Zitat: Röm 10,4: *Finis eim legis, Christus, ad iustitiam omni credenti.* – „Die Vollendung des Gesetzes ist Christus zur Gerechtigkeit allen Glaubenden.“ Drittens setzt Salmerón den Psalm mit dem Taw (Kreuz) am Ende in einen typologischen Bezug zur Tora mit Christus am Ende. Er formuliert dies nur ganz knapp; die Auslegung und das tiefere Verstehen dieses typologischen Bezugs bleibt den Hörern überlassen. All dies sagt Salmerón zur alphabetischen Struktur des Psalms.

Als viertem charakteristischem Element des Psalms geht Salmerón der Achtzahl der Verse in den einzelnen alphabetischen Strophen nach:

„Man kann sich denken, dass das nicht ohne geheime Be-

49 Ebd., 3r.

50 Ebd., 3v.

51 EB 33 u. a.

52 Rom, Biblioteca Casanatense 176, 3v–4r.

53 Ebd., 4r.

54 Ebd., 4r–v.

deutung so gemacht ist. Wenn es nämlich eine menschliche Sache wäre, könnten wir darüber hinweggehen, dass wir glauben, dort sei irgendeine geheime Bedeutung verborgen; weil es aber eine Sache des Heiligen Geistes ist, sollte man nicht glauben, dies wäre ohne geheime Bedeutung gemacht worden.“⁵⁵

Salmeron sucht im Alten Testament nach der Bedeutung der Achtzahl, und wird fündig: am achten Tag findet die Beschneidung statt; am achten Tag werden die Erstlinge geopfert (Ex 22,29), acht Seelen sind aus der Arche gestiegen; die Feste des alten und neuen Bundes haben ihre Oktaven; acht Seligpreisungen gibt es im Evangelium. Dies alles bezeichne, dass in jeder Achtzahl die Vollendung des Gesetzes enthalten sei, und jede einzelne, die eingehalten werde, mache den Menschen vollkommen. „Deshalb gehen wir durch diese Oktaven hinüber durch die Sintflut dieser Welt zur heiligen Stadt Jerusalem.“⁵⁶ Salmerón zeigt sich als Kenner des Alten Testaments, der in seiner Meditatio assoziativ auf andere biblische Textstellen zurückgreift. Er bleibt aber nicht dabei stehen, alttestamentliche Textbeispiele zu finden, sondern setzt sie gegenwärtig: *Wir* gehen durch die Oktaven hinüber aus der Flut zum Heiligen Jerusalem. Er und seine Hörer sind mit in der Geschichte.

Ein weiteres besonderes Merkmal des Psalms ist es, dass er ein Hallelujapsalm ist. Obwohl die Vulgata dieses Alleluia bietet, erklärt uns Salmerón dazu: „In der Sprache, welche die hebräische genannt wird, steht das dort nicht; aber die siebzig Übersetzer haben es hinzugefügt.“⁵⁷ Salmerón zeigt sich schriftgelehrt in den

alten Sprachen der Bibel. Er erklärt auch den Grund für die Hinzufügung des Alleluia: „Es gibt eine Sitte bei den Hebräern, dass, wenn ein Psalm keine Überschrift hat, er diese vom vorhergehenden Psalm annimmt. So hat der hier vorliegende Psalm mit den vorhergehenden: Alleluia.“⁵⁸ Von diesen philologischen Beobachtungen kommt Salmerón wieder auf das gute Leben zu sprechen: Das Lob Gottes sei im Munde der Gerechten, das böse bleibe im Mund der Sünder, so wie kostbaren Steinen Blei hinzugefügt werde. Er fährt fort mit der Bemerkung, dass die Kirche mit dem Psalm Gott für seine ungeheuren Wohltaten der Schöpfung und Wiederherstellung danke, und dass dieses Alleluia im gegenwärtigen Leben ein Zeichen dessen sei, was im anderen Leben gesungen werden soll. Heilsgeschichte und das Ziel des Lebens bei Gott sind im Blick. Salmerón endet die geistliche Lesung mit einer Bitte für sich und seine Hörer. „Gott gewähre uns seine Gnade, dass wir vermittels guter Werke würdig sind, ihm selbst zu singen, auf ihn zu, der die Quelle des zukünftigen Lebens ist.“⁵⁹

Und was ist jetzt mit der fünften Eigenschaft des Psalms, dass er ein elegischer Psalm sei? Salmerón beendet seine erste Lesung, ohne etwas dazu gesagt zu haben. Wahrscheinlich war einfach die Zeit zuende. Dies lässt erkennen, dass der Lektor offenbar, ähnlich wie heute bei einer Vorlesung, einfach aufhörte, wenn die Zeit um war, um dann bei der nächsten Lesung wieder da anzufangen, wo er aufgehört hat.

Welche Bezüge gibt es nun zwischen Salmeróns Geistlicher Lesung zu Ps 118 und der Tradition der *Lectio Divina*?

Lectio: Salmerón schaut ganz genau hin, sogar in den Urtext hinein. Man denke an seine Ausführung: „Weil es aber eine Sache des Heiligen Geistes ist, sollte man nicht glauben, dies wäre ohne geheime Bedeutung gemacht worden.“ Salmerón setzt beim Literalsinn an, studiert sorgfältig die sprachliche Form, und regt so auch seine Hörer an, genau hinzulesen. Gut ignatianisch erklärt

55 Ebd., 4v.
56 Ebd., 5r–v.
57 Ebd., 5v.
58 Ebd., 6r.
59 Ebd., 6v.

er aber sprachliche Formen nicht einfach so, sondern damit seine Hörer einen Nutzen daraus ziehen.

Meditatio: Die Überzeugung, dass ein tieferer Sinn in der Schrift gegeben ist, dass sie inspiriert ist, lässt Salmerón auf verschiedenste Weise ergünden, was sie bedeutet: Durch Bezüge zu anderen Schriftstellen, durch verschiedene Schriftsinne, durch den Bezug zur kirchlichen Praxis und zum Leben seiner Zeit. Dabei ist auch das Sich-Hineinversetzen in eine biblische Person, etwa König David als Beter, ein probates Mittel.

Oratio: Salmerón nimmt seine Auslegung immer wieder zum Anlass, die Bedeutung des Gebets zu betonen, und er endet auch mit einem Gebet.

Kontemplation: Eine stille Schau kann man in einer öffentlichen Lesung nicht erwarten.

Salmerón durchzieht in seiner Geistlichen Lesung die ersten drei Stufen der *Lectio Divina*, also *Lectio*, *Meditatio* und *Oratio* und regt damit auch seine Hörer dazu, den Text genau zu lesen, zu meditieren und ins Gebet zu nehmen. Einen sehr großen Raum nimmt aber auch die Ausrichtung seiner Auslegung auf das praktische Handeln ein. Dies ist sicher ein markantes Merkmal von Salmeróns Geistlicher Lesung gegenüber den klassischen Schritten der *Lectio Divina*. Hier muss jedoch gesagt werden, dass es auch innerhalb der Tradition der *Lectio Divina* – etwa beim Augustiner-Chorherren Hugo von Sankt Viktor⁶⁰ – die *Operatio*, das Handeln, als weiteren Schritt gab, der nach dem Gebet und vor der Kontemplation den klassischen vier Schritten hinzugefügt wurde. Es passt zur Dienstmystik der Jesuiten, dass die *Operatio* diesen zentralen Platz in der Lesung Salmeróns hat. Zugleich aber bewegt er sich damit mitten in einer großen monastischen Tradition. Die

Jesuiten sind, so hat es Nadal einmal formuliert, *contemplativi in actione*. Dies schlägt sich auch in der Art und Weise nieder, wie sie die Schrift lesen und anderen nahebringen. Das Wort Gottes ist gut für alle, Vollkommene und Unvollkommene – damit sie ihn loben, ihn verehren und ihm dienen und so ihre und anderer Seelen retten.⁶¹

⁶⁰ So Daniel Tibi in seiner Einführung zur *Scala claustralium Guigos* des Kartäusers, Nordhausen 32010, 9 (mit Verweis auf *De Meditando*, PL CLXXVI, 993–998).

⁶¹ Vgl. EB 23.

300 Jahre Congregatio Jesu in Meran

Von Sr. Ursula Dirmeier CF – Festrede zum Jubiläum

Sehr verehrte, liebe Festgäste,
immer müssen wir mit ihr beginnen, egal welches Jubiläum mit wie vielen Jahrhunderten wir feiern. Wir beginnen mit Mary Ward. Von ihr schrieb eine ihrer Mitschwester, Elizabeth Cotton, am Ende ihrer Biographie in italienischer Sprache: *habbiamo di che grandemente dolerci, e con affetto filiale querelarci di Dio, che l'habbia data al mondo in un secolo tanto incapace*. Zu Deutsch: Es kann uns wirklich schmerzen und wir wollen uns mit der Liebe von Töchtern bei Gott beklagen, dass er sie der Welt in einer Zeit gab, die sie so wenig begreifen konnte.

Eine Zeit, die nicht begreifen wollte, dass Mädchen nicht dümmer sind. Eine Zeit, die nicht begreifen konnte, dass Frauen selber denken wollen. Eine Zeit, die nicht zulassen wollte, dass Frauen über ihr Leben selbst entscheiden.

Denn genau das hat Mary Ward vor über vierhundert Jahren initiiert: Schulen und Erziehungseinrichtungen für Mädchen; Seelsorge von Frauen nicht nur, aber schwerpunktmäßig für Frauen; eine Gemeinschaftsstruktur, in der Frauen über sich selbst bestimmen.

Es hat sich entwickelt, als Mary Ward inmitten einer kleinen Gruppe aus England in die Katholischen Niederlande aufbrach. Was sie dabei auszeichnete, war eine Mischung aus Vision und Pragmatismus, eine Vision, die von Gott kommen musste, weil sie nur so alle Stürme und Untergänge überstehen konnte, zugleich ein Pragmatismus, der sah, was das Nächstliegende war: nämlich die Notwendigkeit, katholische Mädchen auszubilden, und das sofort anpackte.

Wenn wir nun 300 Jahre Englische Fräulein in Meran feiern, können wir davon ausgehen, dass eine starke Mutter (zusammen mit ihren Gefährtinnen) starke Töchter heranbildete, die diesem oft sehr steinigen Weg treu blieben, Kurs hielten und zugleich an vielen verschiedenen Orten Neues zum Leben brachten.

Am Anfang standen diese drei: Rehling, Fletting und Hauserin. Beginnen wir mit Maria Anna Rehling, Oberin in Augsburg. Zusammen mit einer Dame aus Innsbruck, die gerade ihre Tochter nach Augsburg ins Internat brachte, überlegte Rehling 1705, in Tirol eine Niederlassung der Englischen Fräulein zu gründen.

Ausdauernd verfolgte sie diesen Plan und nützte alle Gelegenheiten, so zum Beispiel den Besuch des Tiroler Landesfürsten in Augsburg, um ihn als Unterstützer zu gewinnen. Sie nützte Beziehungen zu den Eltern von Kostschülerinnen, zu den Verwandten von Mitschwestern und zu Ehemaligen selbst, die inzwischen etwa zu Hofdamen aufgestiegen waren.

Angedacht war die Gründung zunächst für Hall, dann aber für Schwaz; denn dort gab es einen großzügigen Unterstützer in finanzieller und in bürokratischer Hinsicht, was für ein solches Projekt unbedingt notwendig war.

Wie aber kam Meran ins Gespräch? Die Spur führt hierher, zu Josef Paul von Hausmann, dem damaligen Stadtpfarrer von St. Nikolaus, der es 1708 als Gewissenssache sah, den Meraner Bedarf beim Landesfürsten anzumelden. Der Stadtrat war aus vielen Gründen dagegen, u. a. weil man ein Gymnasium für Buben für wichtiger hielt. Da man sich aber dem Willen der höheren Herren schlecht entgegenstellen konnte, versuchte man erst einmal, Zeit zu gewinnen. Und schließlich wollten die Englischen Fräulein ja auch gar nicht nach Meran, denn dort fehlten die helfenden Hände.

Aber Kaiser Joseph I. fand Meran gut. Es gebe dort so viel „unerzogenen Adel“, kann man an anderer Stelle als Begründung lesen. Der Kaiser genehmigte 1709 also die Gründung in Meran unter erheblichen Auflagen. Alle Steuern und Abgaben seien ohne Ermäßigung zu bezahlen. Die Zahl der Schwestern sei auf zehn zu begrenzen ohne die Möglichkeit von Versetzungen. Und schließlich solle die Gründung auf keinen Fall abhängig von der Obersten Vorsteherin in München sein (schließlich befand man sich mit Bayern im Krieg).

Die Liste der darauffolgenden Verhandlungsschritte wäre lang. Oberin Rehling schickte 1711 eine Delegation von zwei Schwestern und reiste 1713 selbst nach Tirol. Sie wollte die Gelegenheit nutzen, die Kaiserin auf der Durchreise persönlich um Verständnis für ihre Sicht der Dinge zu gewinnen, was ihr auch gelang.

Nach deren Abreise blieb die Sache wieder liegen, der Stapel der Denkschriften dafür und der Gutachten dagegen wurde immer höher. Deshalb plädierte der Landesfürst für eine Verhandlung vor Ort, an der neben einem Vertreter der Schwestern auch solche des Geheimen Rats, der Kammer und der Regierung teilnehmen sollten. Rehling fuhr selber nach Innsbruck, kümmerte sich um alle notwendigen Unterlagen und erhielt Ende 1714 schließlich die Zustimmung der oberösterreichischen Instanzen für die Gründung in Schwaz.

Sie kehrte nach Augsburg zurück, die Unterlagen gingen nach Wien. Dort scheinen die Dinge eine ungünstige Wendung genommen zu haben: Jedenfalls kam es 1715 erneut zur Ablehnung der Standort Schwaz, nun durch Kaiser Karl VI. Rehling, die in der Zwischenzeit ernstlich erkrankt war, ergriff 1716 eine näherliegende Gelegenheit. Sie kaufte ein Haus in Bamberg und gründete dort Niederlassung und Schule.

Doch die Oberstvorsteherin in München ließ den Faden nicht abreißen. Sie schrieb nach Trient. Magdalene Fletting und Maria Anna Elsasser wurden zu weiteren Erkundungen nach Tirol geschickt. Auf ihren Reisekosten-Abrechnungen liest man neben Innsbruck, Hall und Schwaz als Stationen auch Trient, Bozen, Klausen, Brixen und Meran.

1720 endlich kam es zu Verhandlungen mit dem Meraner Stadtrat. Fletting stellte den Antrag, das Institut der Englischen Fräulein, wie sie schrieb, „*mitlst Erkhaußung Einer Behaußung introducieren zu khönen*“; sie gab eine Erklärung über ihre Lebensweise und die Art des Unterrichts und Erziehens ab, darauf werden wir gleich eingehen.

Wieder gab es ein zähes Ringen über die erlaubte Anzahl von Schwestern und Internatsschülerinnen, über Steuern und Abgaben, über Immobilien und den Weiterverkauf von Wein, den sie oft an Stelle der Internatsgebühren bekommen würden. Der entscheidende Punkt aber war, dass die Stadt eine Bürgerschaft der Institutshäuser Augsburg und München für die Neugründung forderte.

Schließlich unterschrieben Fletting und Elsasser, die Oberstvorsteherin in München und die Augsburger Oberin. Kurz zuvor, im Dezember 1620 hatte Fletting von Graf Mamming einen Teil des Anwesens Steinachheim mit einem benachbarten Grundstück gemietet – auf drei Jahre für einen jährlichen Zins von 200 Gulden. Der Elementarunterricht scheint hier einen bescheidenen Anfang genommen zu haben.

Nachdem auch der zuständige Fürstbischof von Chur seine Erlaubnis gegeben hatte, wurde am 13. Februar 1721 die Erlaubnis der Stadt Meran feierlich besiegelt. Nun verhandelte man noch einmal mit dem Kaiser und konnte sowohl für den Weinverkauf wie für die Verbindung mit der Augsburger Oberin ein Zugeständnis erwirken. Letzteres bedeutete dann zumindest indirekt auch die

Gemeinschaft mit der Generaloberin in München. Das Unterrichten scheint unter Oberin Fletting keine großen Fortschritte gemacht zu haben. Ihr Werk war aber am 22. April 1723 der Ankauf des Anwesens Hohensaal von der Gräfin Wolkenstein, völlig auf Pump, aber letztlich erfolgreich.

Im Rückblick schrieb Fletting darüber, sie habe den Kauf im Vertrauen auf Gott getätigt, weil es weit und breit kein tauglicheres Haus gab. Sie hätte es ja wieder verkaufen können, aber so eine Chance würde sich nicht noch einmal bieten.

Im selben Jahr bekam Augsburg wieder eine neue Oberin, Constantia von Sickenhausen. Sie wollte die Meraner Angelegenheit voranbringen und reiste mit Franziska Hauserin und einer jungen Schwester für den Hausbereich im Juni 1724 nach Meran, ließ die beiden am Sandplatz und nahm dafür Fletting und Elsasser nach Augsburg mit zurück. Dort konnte man eine weitere Schwester, die Tirolerin Antonia Wolkenstein, für das Unternehmen gewinnen, sowie die Internatsschülerin Franziska Sirminski. Die kleine Truppe wurde in München durch zwei weitere Mitschwestern verstärkt und kam am 4. Juli in Meran an.

Die Ankommenden wurden, so heißt es in der Chronik, von der Hauserin „mit Freuden umfassen“, und weiter: Sie hat „uns gleich in das Kirchlein auf dem Sande geführt, alsdann in die Kapelle, und bis man uns das Essen gerichtet hatte, hatte sie uns das Haus gezeigt; welches aber bald gesehen gewesen; denn in dem ganzen Hause waren nicht mehr als 5 Zimmer so zu bewohnen waren“. Die Armut des Anfangs, für die meisten Gründungen typisch, war hier grenzwertig. Hinzu kam eine vielfach feindselige Einstellung der Meraner Bevölkerung. Zudem mussten sie erfahren, dass der Deutschordens-Komtur Johann Heinrich Hermann von Kageneck, der ihnen viel Unterstützung versprochen hatte, nichts davon einhielt. Was die Pionierinnen aushalten mussten, zeigt sich am Eintrag in der Chronik, dass die

Oberin, wenn am Abend gar kein Essen da war, stattdessen zum gemeinsamen Rosenkranz rief. Die ausstehende Pachtzahlung für den Hohensaal übernahm am Anfang die Augsburger Gemeinschaft; dann fanden sich Unterstützer und Wohltäter, man fasste langsam Fuß und konnte die ersten Neuen in die Gemeinschaft aufnehmen. Denn die Erziehungsarbeit überzeugte.

Hören wir, wie vorhin angekündigt, auf die Erläuterungen darüber, die Magdalene Fletting dem Stadtrat gegeben hatte: *Ihr Unterricht für die Mädchen bezieht sich auf die Furcht Gottes und die Glaubenswahrheiten, sowie auf Lesen, Schreiben, Deutsch, Latein, Französisch und Italienisch, je nachdem, was die Eltern wünschen, daneben Rechnen, Nähen, Stricken und Sticken und andere Handarbeiten, je nach Wunsch der Eltern, sowie Kochen und Haushaltsführung. Den Wünschen der Eltern entsprechend wird für das entsprechende Lehrpersonal gesorgt. Interne und externe Schülerinnen haben Zugang zum gleichen Unterricht. Für die Schülerinnen im Internat kann zwischen kostspieligerer oder einfacherer Kost gewählt werden. Sie werden in den allgemeinen Gottesdienst und in die Christenlehre begleitet.*

Hier haben wir sie wieder, diese Mischung aus Vision und Pragmatismus. Alle Schülerinnen sollten, so der Wunsch und das Ziel, unabhängig von Stand und Herkunft die gleichen Chancen haben. Zugleich forderte der Blick auf die Realität, dass man den Wünschen der Eltern soweit irgend möglich entgegenkam, was natürlich alsbald zur Ausdifferenzierung führte und sich auch auf die unterschiedliche Verweildauer der Schülerinnen auswirkte.

Lange Zeit wurden die zukünftigen Lehrerinnen im Institut selbst ausgebildet. Im Hintergrund stand, mal mehr, mal weniger, das Menschen- und Frauenbild Mary Wards. Wir finden es in diesem vielzitierten Satz verdichtet: „Bisher wurde uns von Männern gesagt, wir müssten glauben. Es ist wahr, wir müssen es. Aber lasst uns weise sein und wissen, was wir zu glauben haben und was nicht, und uns nicht dazu bringen zu glauben, dass wir nichts tun können.“

Das ist der Appell, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, dabei nicht nur kritisch zu hinterfragen, sondern zugleich zu differenzieren und auch die herrschenden Machtverhältnisse in den Blick zu nehmen. Wozu das Ganze? Um etwas zu tun, um das Gute zu tun, um das, was man als gut erkannt hat, in die Tat umzusetzen. Und um zu glauben, um Gott zu glauben, dem allein wirklich zu glauben ist, weil er, so Mary Ward, nie getäuscht werden kann und niemanden in die Irre führt.

Die einzelnen Etappen der dreihundertjährigen Geschichte können nur sehr punktuell dargestellt werden. Ab 1739 entstand eine öffentliche Volksschule, die von Mädchen aus Meran und aus Mais besucht wurde. In diesem Jahr wurde in Brixen eine weitere Niederlassung der Englischen Fräulein gegründet, wiederum vom Augsburger Institut aus. Franziska Hauserin wurde 1743 zur Obersten Vorsteherin gewählt und damit nach München beordert. Die Nachfolgerin in Meran wurde ihre ehemalige Kostschülerin Franziska Sirminski. Dass sich ihre Obrigkeitshörigkeit in Grenzen hielt, zeigt ein Erlass von Kaiser Franz I. von 1751 folgenden Inhalts: Die Englischen Fräulein waren nicht befugt, entgegen der 1721 getroffenen Vereinbarung, die auch nicht geändert werden soll, die Zahl der Mitglieder zu vermehren oder zwei Getreidegülden zu erwerben. Doch gesteht die Kaiserliche Majestät eine Obergrenze von 28 Personen zu, da es inzwischen verboten ist, Kinder zur Erziehung außer Landes zu schicken. Deshalb scheint das Institut nicht nur nützlich, sondern notwendig zu sein. Auch dürften einige Wiesen zugekauft werden, wenn die Stadt Meran damit einverstanden sei, da man *„zu Meran Milch, und butter nicht allweibl auch umb geld fünden könne“*.

Kaiserin Maria Theresia ließ die allgemeine Schulpflicht einführen, die Zahl der Schülerinnen wuchs entsprechend. Ihr Sohn Kaiser Joseph II. griff tief in die Autonomie der Orden ein und ließ nur bestehen, was in seinen Augen für den Staat irgendwie

von Nutzen war. Dazu gehörten die Englischen als Schulorden; sie mussten sich aber eine strikte Begrenzung der Mitgiften gefallen lassen; keine Schwester durfte außer Landes geschickt werden; Kandidatinnen konnten nur mit Zustimmung der Regierung aufgenommen werden.

Welche Meinung man in Wien über die weiblichen Schulorden hatte, zeigt sehr plakativ ein Satz von Aloys Gschaider, 1782 veröffentlicht: *„Wie kann eine Nonne, die entweder eine verunglückte Liebe, Verzweiflung oder Fantasie in das Closter trieb, einem Mädchen eine Erziehung geben, die als künftige Mutter ihren Mann mit der Familie glücklich machen soll?“*

Sozusagen als Gegenbild finden sich bei den Meraner Englischen Fräulein zwei Gemälde, die zeigen, was sie unter Bildung und Erziehung verstehen und wohin sie zielen soll. Wir sehen auf dem einen die lesende Maria, von ihrer Mutter Anna liebevoll zum Lesen der Heiligen Schrift angeleitet, ganz im Schatten der Vater Joachim, der seiner kleinen Tochter ebenfalls über die Schulter schaut. Ein Bild für die Befähigung zur selbstständigen Aneignung des Glaubens. Und zum Verhältnis von Mann und Frau das andere Bild, eine „Heilige Familie“, die darstellt, wie Josef sich liebevoll mit dem Sohn Jesus beschäftigt, während Maria wieder ganz in ihre Lektüre versunken ist. „Aufklärung auf katholisch“, könnte man vielleicht etwas salopp darunterschreiben.

Zurück zur Geschichte: 1784 wurde das Meraner Haus offiziell vom Mutterhaus in München getrennt. Die nächste Oberin wählten sich die Schwestern selbst, die Schikanen der Regierung gingen weiter. Aber nun stand die Meraner Bevölkerung zu ihren Schwestern, weshalb man doch das eine oder andere Zugeständnis erwirken konnte. Unter der nächsten Oberin überstand man die Koalitionskriege und die bayerische Besatzung. 1816 wurde man dem Generalat St. Pölten unterstellt, das sich ab diesem Zeitpunkt auch redlich um eine gute Verbindung mit Meran bemühte.

1818 wurde die Schule einem Schulinspektor unterstellt und angeordnet, den Unterricht sowohl als Winterschule und als auch als Ganzjahresschule durchzuführen. Letztere sollte aus drei aufsteigenden Klassen bestehen. Die adeligen Internen durften noch zusätzlichen Unterricht beanspruchen. Auch für die Italienisch sprechenden Kinder sollte es ein eigenes Angebot geben. Beim Tod der Oberin war das Institut schuldenfrei und hatte sogar Rücklagen.

Ihre Nachfolgerin von 1828 bis 1840 war Salesia aus der weitverzweigten und bekannten Familie der Tschiederer. Das Institut kam zu hohem Ansehen und ließ alle Beschimpfungen und Unterdrückungen der früheren Zeit hinter sich. Im Internat verdoppelte sich die Zahl der Schülerinnen und wäre noch größer geworden, wenn es mehr Platz gegeben hätte. Auch bei den Eintrittswilligen gab es eine Warteliste, wodurch man der Gefahr entging, zu junge oder ungeeignete Kandidatinnen aufzunehmen.

1836 wurde Meran von einem Erdbeben erschüttert, gefolgt von einem Ausbruch der Cholera. Die Oberin befahl inniges Gebet und ordnete die nötigen Vorsichtsmaßnahmen an. Die Internatsschülerinnen wurden alle nach Hause geschickt. Eine Schwester hatte sich angesteckt. Sie wurde in einem Kämmerlein isoliert untergebracht und von der Oberin selbst versorgt. Weitere Schwestern erkrankten nicht, was man der Fürbitte des hl. Sebastian zusprach. Man könnte meinen, eine gesunde Mischung aus Gottvertrauen und gesundem Menschenverstand.

1869 konnte man den eigenen Nachwuchs an Lehrerinnen zwar noch selbst unterrichten, musste sie aber zur externen Prüfung schicken. 1878 wurde die Mädchenschule zur Privatschule erklärt. Dennoch baute man mit Unterstützung der Generaloberin an, um die inzwischen vierstufige Schule zu erweitern. 1881 bekam sie das Öffentlichkeitsrecht zurück; zur Ausbildung als Lehrerin musste man aber in die staatliche Einrichtung, was mit hohen Kosten verbunden war.

1884 folgte als neue Oberin Scholastika Bertagnolli, stammend aus einem Bauernhaus in Fondo auf dem Nonsberg. Sie ließ das Haus an die neue städtische Wasserleitung anschließen und mit mehreren Zapfstellen versehen. Während frühere Oberinnen sich gegen alle Versuche des Stadtrats gewehrt hatten, Teilstücke des Anwesens am Sandplatz herauszulösen, zeigte sich Bertagnolli kompromissbereit. Für die Wandelhalle der Kurstadt Meran wurde ein Stück Garten verkauft. Stattdessen ließ die Oberin drei Gartenhäuschen errichten, eines für die Internatsschülerinnen, eines für die Novizinnen und eines für die übrigen Schwestern. Der Schwesternbereich wurde gründlich renoviert, das Internat erweitert. Dann hatte sie den Mut zu einem Großprojekt, einem Neubau der Schule mit Bau einer neuen Kirche.

Zur Finanzierung des Schulbaus ließ sie 1898 an der Stelle der Gartenmauer an der Südseite des Grundstücks Verkaufsläden errichten und vermieten. Im Stockwerk darüber, das mit dem Institutsgebäude verbunden wurde, entstanden Schwesternzimmer. Am 19. November 1900 konnte die neue Mädchenvolksschule eingeweiht werden. Ein dafür von einem Damen-Komitee der Stadt veranstalteter Bazar erbrachte 10.000 Gulden. Den Bau der Herz-Jesu-Kirche konnte die Oberin nur noch planen und vorbereiten. Sie verstarb an einem Herz-Jesu-Freitag, am 4. Juli 1902. Die Aufgabe ihrer Nachfolgerin war der Bau der Kirche. In der Chronik ist dazu vermerkt: *„Am letzten März wurde mit großem Muthe u. Gottvertrauen zu Ehren des hl. Josef, welcher Bau- und Zahlmeister zugleich sein mußte, die Arbeit begonnen“.*

Die Entwicklung im Schulwesen ging weiter. Statt der Klassen für das Pensionat wurden Parallelklassen im Volksschulbereich eingerichtet. Darauf aufbauend wurde mit einer Bürgerschule begonnen, die auf drei Jahre angelegt war. Am Anfang halfen als Lehrkräfte die Benediktinerpatres des Meraner Gymnasiums aus. Bald darauf wurde auch eine zunächst zwei-, später dreiklassige Han-

delsschule errichtet, zum Teil mit angestellten Lehrkräften. Die Schwestern richteten eine Schulküche ein. Auch ein Kindergarten wurde im Institut untergebracht.

Der Beginn des Krieges 1914 wurde zuerst durch die Einberufung der männlichen Angestellten, dann durch Lebensmittelknappheit fühlbar. Gut zehn Tage lang musste für ein durchmarschierendes Bataillon im Turnsaal ein Nachtlager auf Stroh eingerichtet werden. Ein Teil des Gebäudes diente als Militärspital. Man fertigte Winterwäsche und sammelte für die Soldaten. 1915 kamen fünf Schwestern aus Rovereto nach Meran, weil deren Haus aus strategischen Gründen zerstört worden war. 1916 waren drei fleischlose Tage angeordnet. Unter den Schülerinnen kam es vermehrt zu Todesfällen durch Lungentuberkulose, Diphtherie und Hirnhautentzündung.

1918 heißt es: *„Aus gestoßenen Nußschalen wird Tee für die Jause bereitet, getrocknete Apfelschalen und weiße Rüben bieten Kaffee Ersatz, alle Gattungen Kürbisse sowie ‚Brennessel- und Kleeblätterspinat‘ werden als Gemüse aufgetischt.“* Kartoffeln galten als Delikatesse. Die Schwestern erbettelten in ihren Heimatgemeinden Lebensmittel. Trotzdem begann man mit vier Schwestern und angestellten Lehrkräften mit zwei Lyzeumsklassen.

Dann: Die „Spanische Grippe“ in Schule und Internat. Waffenstillstand. Einmarsch der Italiener in Meran. Plünderung der Magazine durch die Bevölkerung. Wiederherstellung der Ordnung durch die italienische Besatzung. Tirol wurde geteilt. In der Chronik steht dazu: *„Im neuen Königreiche Italien wollte man sich nicht recht glücklich fühlen.“* Andererseits erlebte man mit Schrecken, wie in Nordtirol Sozialdemokraten das Jesuitenkolleg und das Canisianum in Innsbruck plünderten und zerstörten.

Einige Schwestern nutzten die Ferien zu Italienisch-Kursen in Vicenza und Florenz. Mit dem neuen Schuljahr kam eine dritte und

vierte Lyzeumsklasse hinzu. Die neue Oberin Michaela Heinzle kam aus dem Institutshaus in Brixen. Sie stammte aus Vorarlberg.

Die erste Herausforderung in der beginnenden Zeit des Faschismus war eine Verleumdung in der Zeitschrift „Libertà“ aus Trient, im Institut hätten anlässlich der Annexion 48-stündige Trauerfeierlichkeiten stattgefunden. Es kam zum Verhör der internen Schülerinnen, Oberin und Schulleiterin wurden vorgeladen. In Wirklichkeit war vom 8. bis 10. Oktober 1920 wie in jedem Jahr das Vierzigstündige Gebet gehalten worden.

Ihre praktische Veranlagung zeigte die Oberin durch den Einbau einer Zentralheizung im Gebäude für die Schwestern (zuvor gab es eine solche nur im Internat und im Laden) und durch die Anschaffung einer Teigknetmaschine. Sie kümmerte sich auch darum, dass die „Ausländerinnen“, also die Mitschwestern, die jenseits des Brenners geboren waren, die italienische Staatsbürgerschaft erwerben konnten.

Im Februar 1923 bekamen die Schwestern eine Spende von 10 000 Lire von Papst Pius XI. zum Ausbau der Klassenräume. Am 17. Mai wurde das 200-jährige Gründungsjubiläum gefeiert: Festmesse im Garten, ein Gartenfest mit den Theaterstücken der Schülerinnen, Festakademie und Festvortrag. Besonders erwähnenswert fand die Chronistin das Festspiel und darin *„die Glückwünsche der Schwesterninstitute aus Europas Landen und überseeischen Gebieten; das friedliche Zusammenwirken der Institute der verschiedenen Nationen.“*

Die größte Herausforderung für die Oberin war es, die vom Staat verordneten Restriktionen im Schulbetrieb umzusetzen und zugleich alle verbleibenden Spielräume auszuloten. Der Unterricht musste zunehmend in Italienisch gehalten werden, die Deutschstunden wurden mehr und mehr verboten. Bei einer Visitation der privaten Elementarschule, die dreimal in der Woche noch eine

Deutschstunde haben durfte, wurde festgestellt, dass die Schülerinnen *„im Deutschen intensiver unterrichtet sind und bessere Leistungen aufzuweisen haben als im Italienischen“*. Daraufhin wurde die Verwendung des deutschen Lesebuchs verboten.

1928 war in allen Schulen die Unterrichtssprache Italienisch und alle deutschen Lehrerinnen, die keine italienische Lehrbefähigung erwerben konnten, mussten aus dem Schuldienst entfernt werden. 1938, nach dem Anschluss Österreichs an Deutschland, wurde in der Chronik festgehalten: *„Heuer besuchen die israelitischen Kinder nicht mehr unsere Schulen, da ein neues Staatsgesetz die Auswanderung der Juden vorschreibt. Mexiko, Rußland, England und Holland nimmt sie auf.“*

Nach dem Hitler-Mussolini-Abkommen kam die Zeit der „Option“: Die Reichsdeutschen mussten bis Anfang 1940 nach Deutschland bzw. Österreich ausreisen, die Volksdeutschen sich entscheiden, ob sie auswandern oder als italienische Staatsbürger in ihrer Heimat bleiben wollten. Dazu ist zu lesen: *„Unsere Mitschwwestern, die ja wussten, dass sie im Reich sicher nicht in Schulen oder sonst wie für die Jugend würden wirken dürfen, optierten natürlich für Italien. Diejenigen aber, die noch immer keine italienische Staatsbürgerschaft hatten, mussten größtenteils geben.“*

Nach dem Sturz Mussolinis und dem Ausscheiden Italiens aus dem Krieg im Juli 1943 wurde Südtirol von der deutschen Wehrmacht besetzt und der „Operationszone Alpenvorland“ zugeschlagen. Die Schwestern nahmen ihre persönlichen Papiere zu sich und packten einen Handkoffer. Nach zweitägiger Beschlagnahmung des Schulhauses kam die Erlaubnis, den Unterricht wie bisher weiterzuführen. Dann mussten alle Privatstunden eingestellt, das Schulhaus ab November für eine „Deutsche Schule“ sowie für 111 Heimschülerinnen vermietet werden. Die 23 Schwestern unter 45 Jahren mussten für Heim und Schule Arbeitsdienst leisten. An-

dere fertigten auf Bestellung Handarbeiten an. Im Heim sollten die Kreuzfixe entfernt werden. Da die Schwestern sich weigerten, musste die Heimleiterin selbst Hand anlegen.

Im Schuljahr 1944/45 kamen statt der Mädchen Buben in Schule und Internat. Am 28. April 1945 wurden alle Schüler heimgeschickt; das Haus wurde Lazarett für 130 kranke und verwundete Soldaten. Am 7. Mai 1945 läuteten die Friedensglocken in der Stadt, am 8. Mai zogen die Alliierten ein.

Auf Bitte des Ordinariats fanden bereits im Juli und August auf dem Eggerhof religiöse Schulungskurse für Lehrerinnen und Jungmädchen statt. Das Lazarett wurde aufgelöst, das Gebäude für 600.000 Lire instandgesetzt, so dass am 10. Oktober der Kindergarten und die deutsche und die italienische Volksschule eröffnen konnten. Am 6. November folgten die dreiklassige Mittelschule und die vierklassige Lehrerbildungsanstalt (Pädagogium). Mit Ausnahme des Kindergartens und der italienischen Volksschule waren alle Einrichtungen staatlich: Die Schulräume wurden dem Schulamt Bozen vermietet, die Schwestern vom Staat angestellt.

In Bezug auf das wiedereröffnete Internat musste man sich vor der englischen Behörde rechtfertigen: *„Selbstverständlich haben wir in erster Linie die Kinder, welche unsere Lehrerinnenbildungsanstalt besuchen wollten, aufgenommen, weil unsere Schule die einzige für Lehrerinnen in ganz Südtirol ist“*, heißt es da, und: *„Wegen Raummangel wurden weder deutsche noch italienische Kinder für Volksschule und Kindergarten angenommen“*.

1952 erhielt die private italienische Schule das Öffentlichkeitsrecht. 1957 wurde begonnen, das Internat gründlich zu renovieren und damit viel heller und freundlicher zu gestalten. 1958 übernahmen die Schwestern eine neue Wirkungsstätte. Dazu in der Chronik: *„Fräulein Auer, die durch viele Jahre in der Villa Imperial in Obermais eine*

Privatschule führte und nun wegen ihres Alters nicht mehr imstande ist, dieser schweren, verantwortungsvollen Aufgabe nachzukommen, bot uns ihr Haus an. Es sollte auch weiterhin Schulzwecken und der Erziehung dienen.“ Die Entscheidung fiel auf die Errichtung einer Frauenfachschule, die es bisher in Südtirol nicht gab, und eines dazugehörigen Internates.

Vier Schwestern waren außerschulisch eingesetzt: in der Betreuung der externen Marianischen Kongregation, der italienischen Katholischen Aktion und der italienischen Pfadfinderinnen.

1964 bekam die Lehrerbildungsanstalt ein neues Heim in der Galileistraße. 1968 gingen drei Volksschullehrerinnen in den verdienten Ruhestand, und die Mädchen-Volksschule, die (mit Ausnahme der zwei Schuljahre 1943–1945) seit 1723 ununterbrochen unter der Leitung des Instituts stand, zog aus. Das Schulhaus am Sandplatz diente nun fast ganz der von einer Schwester geleiteten staatlichen Mädchen-Mittelschule.

1973 erhielt die Herz-Jesu-Kirche eine neue Orgel. Für das italienische Internat entstand ein Neubau auf eigenem Grund, die „Maiense“ in Obermais, die 1974 bezogen werden konnte. 1980 musste die italienische Volksschule aus Mangel an eigenen Lehrerinnen geschlossen werden. 1995 wurde nach einem Erdbeben unter anderem das sog. „Archiv“ restauriert, bis die Wappen mit Schrift und Verzierung wieder in voller Schönheit zur Geltung kamen. 2002 beschloss die Generalkongregation des Ordens, die Konstitutionen der Jesuiten so vollständig wie möglich zu übernehmen und zugleich den Auftrag zu verwirklichen, den Mary Ward von Gott vernommen hatte: *„Der Name soll der von Jesus sein.“*

Im gleichen Jahr fiel in Südtirol die Entscheidung, vom Sandplatz in die Villa Imperial umzusiedeln: 2009 verließen die letzten drei Schwestern das Haus am Sandplatz. 2011 kam es zur Schließung des Institutshauses in Brixen; einige Schwestern blieben bis 2015

in einer Mietwohnung in Brixen und zogen dann nach Meran um. Das Anwesen am Sandplatz, die Maiense und das Institutshaus Brixen wurden an die Autonome Provinz Südtirol verkauft, der es ein Anliegen war, die Schülerheime zu erhalten. Mit einem großen Teil des Erlöses errichteten die Schwestern eine Stiftung, die ‚Stiftung Congregatio Jesu-Südtirol‘, mit dem Ziel, Schülerinnen und Schüler, Studentinnen und Studenten aller drei Sprachgruppen aus einkommensschwachen Familien insbesondere durch Gewährung von Beiträgen für Heimunterkunft und Studienstipendien während der Studienzeit zu unterstützen. Zugleich bemüht die Stiftung sich, die für die Erfüllung dieser Zielsetzung nötigen finanziellen Mitteln aufzutreiben.“

Allem Anschein nach geht die Ära der Englischen Fräulein in Südtirol allmählich zu Ende. Wie viele Mitglieder die Congregatio Jesu, wie die Englischen Fräulein nun heißen, in der Zukunft haben wird und an welchen Orten sie tätig sein werden, wissen wir nicht. Mary Ward würde uns raten, trotzdem zu feiern und mutig in die Zukunft zu gehen, so wie sie es hielt:

*Freiheit, so dass die erwünschten Dinge weiter erwünscht sind,
und Wirksamkeit und Bereitschaft, sie zu verwirklichen,
aber ohne Besorgnis;
Missfallen über die widrigen Dinge, aber ohne Angst;
das Innere gleichermaßen zufrieden,
was auch immer von diesen Widrigkeiten geschehen sollte;
die Hauptwirkung ist, dass man entsprechend der vorgenannten Erkenntnis
liebt oder abgeneigt ist, bereit zu handeln oder zu unterlassen,
jedoch gleichmütig gestimmt, was auch immer geschieht;
man sieht die Gefahr nachteiliger Gegebenheiten, aber ohne Furcht,
Angst oder Beunruhigung;
ruhiges Vertrauen, dass Gott seinen Willen tun wird;
folglich ist man frei von allem und wünscht nur eines,
nämlich Gott zu lieben, und hier bleibt man frei und zufrieden.*

Judo – Eine Vorschule zur Schule Gottes?

Von Gabriele Martin C.F., *Lebendige Seelsorge. Sport & Spiritualität.*
2023 Hef 1. S. 20–21.

Fallen ohne sich zu verletzen, unzählige Male wieder aufstehen, werfen, halten, hebeln, würgen und Bewegungen der Kampf- bzw. Übungspartner:in vorausahnen oder provozieren, das klingt anstrengend und gefährlich. Im Leben, spezieller im geistlichen Leben, hinfallen, aufstehen, wahrnehmen, was ist, unterscheiden und entscheiden, was tiefer ins Leben, in gute Beziehungen und näher zu Gott führt, ist genauso anstrengend und manchmal auch gefährlich.

Die Judo-Prinzipien Siegen durch Nachgeben oder optimaler Einsatz der Kraft als technischer Maßstab sind nichts sonderlich Geniales. Es ist einfach Physik. Das moralische Prinzip der gegenseitigen Hilfe zum wechselseitigen Fortschritt ist für mich da schon bedeutender. Freilich kann ich mich für Judoka begeistern, die technisch tolles Judo zeigen. Wenn sie sich jedoch nicht benehmen können oder Vorteile durch unfaires Verhalten erringen, interessiert mich auch ihre tolle Technik nicht mehr. Denn Judo ohne seine Werte ist kein Judo. Es geht nämlich nicht nur um Sieg und Niederlage. Es geht mindestens genauso sehr um eine Lebenshaltung des Judoka, in der Höflichkeit, Hilfsbereitschaft, Ehrlichkeit, Ernsthaftigkeit, Respekt, Bescheidenheit, Wertschätzung, Mut, Selbstbeherrschung und Freundschaft eine Bedeutung haben. Und das macht aus dem Kampfsport Judo ein pädagogisches Werkzeug. Genau so war es von Jigoro Kano Ende des 19. Jahrhunderts auch gedacht: ein Sport zur Erziehung der Jugend, in dem es nicht nur um den eigenen Fortschritt geht, sondern um ein miteinander Erarbeiten zum wechselseitigen Fortschritt bei beiderseitigem Wohlergehen.

Ich habe selbst Judo als Kind begonnen und viel für mich als Person daraus gewonnen. Vielleicht war Judo für mich sogar eine Art Vorschule zur Schule Gottes. Eine gute Vorbereitung, um ein geistliches Leben einzuüben. Die Werte, die ich durch Judo vermittelt bekam, waren für mich ein guter Nährboden für die ignatianische Spiritualität und das Hineinwachsen in die ignatianische Spiritualität eine Weiterführung grundlegender Haltungen.

Übrigens, die Methodik, die eigenen Judofertigkeiten zu vervollkommen, ist der ignatianischen Weise des Vorgehens sehr verwandt: üben, üben, üben. Mit dem Ziel, zum jeweils Besseren zu gelangen, wobei der Übungserfolg buchstäblich spürbar wird, entweder für die Trainingspartner:innen oder für einen selbst. Eine Korrektur durch Trainer:innen ist dabei häufig überflüssig. Somit ist diese Sportart sehr geeignet, Selbstverantwortung sowie Konsequenzen eigenen Handelns tragen zu lernen.

Ähnliches gilt für den ignatianischen Übungsweg: Auch hier bewegt man sich auf das je Bessere, das magis, hin. Erprobt man dann das in Exerzitien Erkannte, Betrachtete und Geübte in der Lebensrealität, zeigt sich auch hier meist rasch, ob die geistlichen Übungen zielführend und tragend waren. Meistens ist ja weiteres Üben angesagt. Und wer grundsätzlich schon einmal gelernt hat, mit Ausdauer zu trainieren, seine anfängliche Begeisterung lebendig zu halten und Rückschritte als Anlauf für größere Sprünge zu verwerten, hat brauchbares Handwerkzeug fürs wirkliche Leben.

Ignatius empfiehlt im Abschnitt 23 seines Exerzitienbuches alles zu Hilfe zu nehmen, was einerseits dabei unterstützt, Gott zu loben, ihm zu dienen und ihm Ehrfurcht zu erweisen, andererseits auch all das zu lassen, was daran hindert. Wenn Inhalte und Erfahrungen im Judo zur ‚Leitersprosse in den Himmel‘, zumindest aber ‚ins Leben‘ werden, warum dann nicht Judo als eine Art Vorschule für einen geistlichen Weg betrachten?

Spuren des Geistes Gottes

Von Magdalena Winghofer Cf – Ansprache zum 15. Sonntag A
(Röm 8,18–23; Mt 13,1–9)

30fach, 60fach, 100fach – Das heißt: Aus einem einzelnen Korn 100 neue Körner! Was für eine reiche Ernte!

Aber: Es könnte noch viel mehr sein. Drei Viertel vom Saatgut gehen verloren! Von den Vögeln gefressen, von den Dornen erstickt, von der Sonne verdorrt. Nur jeder vierte Samen bringt überhaupt Frucht – drei Viertel sind verloren. Was für ein Verlust!

Merken Sie was? So schnell wird aus der reichen Ernte ein gigantischer Verlust! Es reicht das kleine Wörtchen „Aber“. „Aber“ ist das Wort, das gewissermaßen unseren Blick umwendet. Wenn wir die reiche Ernte sehen, bringt uns das „Aber“ dazu, stattdessen den Verlust in den Blick zu nehmen.

Vielleicht kennen Sie das ja auch aus Ihrem Alltag. Zum Beispiel so: Da ist Ihnen was gelungen – aber bevor Sie sich allzu sehr freuen, finden Sie etwas, was noch besser hätte sein können. Da geht es um Stärken und Talente – aber als erstes fallen Ihnen Ihre Schwächen ein und was Sie nicht können.

Und noch mehr als bei uns selber geht es uns doch oft mit anderen so. Die Macken, Schwächen und Fehler der anderen sehen wir leichter als ihre Stärken und Erfolge. Und nicht zuletzt ist es leichter zu sehen, was in der Welt alles schief läuft, als das, was gut läuft. Aus der reichen Ernte wird in unserem Blick schnell ein gigantischer Verlust. Das ist übrigens nichts Neues, das passiert schon in der Bibel selbst.

Sie kennen vermutlich die Deutung des heutigen Gleichnisses als Meditation über den unfruchtbaren Boden vieler Menschen für das Wort Gottes. Diese Deutung steht in der Bibel direkt anschließend an das Gleichnis – ein späterer Redaktor hat sie dort angefügt. Der musste den Gefühl zu kleinen Erfolg der ersten Verkündiger verarbeiten und erklären – und so wird aus dem Gleichnis Jesu über die Großzügigkeit Gottes ein Gleichnis über die Unfruchtbarkeit des Menschen. Aber der Blick Jesu im Gleichnis ist umgekehrt: Er verschweigt den Verlust nicht – aber der Fokus liegt auf der reichen Ernte!

Und so fragt das heutige Gleichnis: Was ist unser Fokus? Worauf richten wir unseren Blick, worauf schauen wir? Bei uns selbst, bei anderen, in unserer Welt?

Man könnte sagen: Das ist die alte Frage, ob das Glas halb voll oder halb leer ist. Und wir wissen alle, dass es sich mit dem Blick auf das halb volle Glas besser und heilsamer leben lässt als mit dem Blick auf das halb leere.

Aber es geht um mehr. Vor Jahren hatte ich bei einem Verkehrssicherheitstraining die Aufgabe, mit hoher Geschwindigkeit Slalom um Pylone zu fahren. Nach der Übung fragte uns der Fahrlehrer: „Wohin habt ihr geschaut?“ – „Auf die Pylone natürlich!“, antworteten wir. Darauf fragte er: „Ja, wohin wolltet ihr denn fahren?“ Ich habe von diesem Training nicht nur für's Autofahren mitgenommen: Die beste Variante, auf einen Baum zu fahren, ist, ihn fest in den Blick zu nehmen. Wir landen am Ende dort, wohin wir unseren Blick richten.

Und damit stellt das Gleichnis nicht nur die Frage, worauf wir schauen, sondern vor allem, wohin wir gelangen wollen. Und: Ob wir auch entschieden dahin schauen, wohin wir gelangen wollen.

Christ-Sein, Jesus nachfolgen, heißt: Zum Reich Gottes unterwegs sein. Das bedeutet dann aber auch: Die Spuren des Geistes Gottes in den Blick nehmen. Und der Geist Gottes bewirkt das Gute, das Schöne, Liebe, Friede, Vertrauen, Freude, Hoffnung usw. All das, wofür die reiche Ernte des Gleichnisses steht.

Der Blick auf das „Aber“ dagegen führt uns auf den Weg der Aber-Geister – ein Wort, das in manchen Bibelübersetzungen für „Dämonen“ verwendet wird.

Vielleicht spüren Sie, dass das ganz schön herausfordernd ist. Das Aber ist in unserer Welt der Krisen und oft auch in uns selbst so viel offensichtlicher, lauter, größer, stärker. Da den Blick entschieden auf die Spuren des Geistes Gottes zu richten, ist nicht leicht. In der Lesung wird das im Seufzen der ganzen Schöpfung und auch der Christen spürbar.

Zugleich lässt uns Paulus eindrucksvoll spüren, wie das geht: Im Warten und in der Sehnsucht die Ausrichtung auf das Reich Gottes hin bewahren. Im Vertrauen und in der Hoffnung, dass wir kommen, wohin wir schauen: zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Kirche spüren... Ein Bericht

Von Beate Neuberth Cf

Seit über fünf Jahren gehört zu meinen schönsten Aufgaben in der Bamberger Kommunität die Kirchenpräsenz d. h. ich bin von Dienstag bis Samstag jeweils von 15:30–16:30 Uhr in unserer Institutskirche anwesend.

Mit Augenkontakt, evtl. einem freundlichen „Grüß Gott“ begrüße ich die BesucherInnen und mache zugleich auf mich aufmerksam. In dieser Zeit kann ich von keiner einzigen negativen Begegnung berichten: im Gegenteil.

Am lebendigsten wird es, wenn ehemalige Schülerinnen kommen, sich an ihre Lehrerinnen erinnern und sich freuen, wenn ich ihre Erinnerung teilen kann.

Oft sind es Touristen, die zufällig diese von außen unauffällige Kirche entdeckt haben und die sich dann über ihre helle, freundliche, gemäßigt barocke Ausstattung freuen. Die Antwort auf die häufige Frage: Was bedeutet denn „Institutskirche“? macht es möglich, dass Mary Ward und unsere Congregatio Jesu ins Gespräch kommen.

Manche nehmen das Angebot, einer kurzen künstlerisch-spirituellen Führung gerne an. Einmalig in Franken ist die aus dem süddeutschen Raum stammende Tradition „der Sieben Zufluchten“, die im linken Seitenaltar anschaulich gemacht wurde. Unsere Mitschwester haben diese Andacht 1717 aus Augsburg mitgebracht und ein Bamberger Künstler hat die beiden Bistumspatrone Kaiser Heinrich und Kaiserin Kunigunde klug eingefügt.

Die meisten Gäste sind „Wiederholungstäter“: es zieht sie immer wieder in den stillen Raum, um ihre Sorgen und Freuden, ihre großen und kleinen Anliegen vor Gott zu bringen. So wie es über der Eingangstüre steht: *Zuflucht in heimlicher Drangsal.*

Wenn BesucherInnen länger da bleiben, schreibe ich auf die Rückseite unserer Madonnenkarte: „Ich nehme Ihre Anliegen auch mit in mein Gebet!“ Das freut sie besonders, macht sie dankbar und zuversichtlicher. Ich halte auch dieses Versprechen...

Eine Begegnung der besonderen Art hatte ich in jüngster Zeit: Ein Herr, etwa 60 Jahre alt, kam ganz anders als die meisten in unsere Kirche: Sammlung, Ehrfurcht, Andacht strahlte er aus. Das war sehr auffallend. Ich vermutete einen Ordensmann oder Priester. Das ist er jedoch nicht. Als er dann sein Gebet beendet hatte, begrüßte ich ihn und sagte ihm, dass ich mich freue, wenn er in unser Gotteshaus kommt. Seine Antwort: „Mich zieht es immer wieder hierher: *In dieser Kirche spüre ich Kirche!* In anderen Kirche geht es mir nicht so!“

Diese Aussage: „*In dieser Kirche spüre ich Kirche!*“ berührt mich immer noch und immer wieder, besonders dann wenn ich selber zur Präsenz da bin. Was soll das bedeuten? Vielleicht: in dieser Kirche spüre, erfahre ich Gottes Gegenwart? Vielleicht kann ich diesen Herrn selbst einmal fragen, was er empfindet, was er mit dieser Aussage meint. Ich hatte den Eindruck, dass er selbst „Kirche“ lebt in der Weise wie er das Gotteshaus betritt.

Tatsache ist; dass seit nahezu 300 Jahren hier ununterbrochen gebetet, Eucharistie gefeiert wird, dafür können wir nur dankbar sein und hoffen, dass diese Tradition möglichst lange weiter geführt wird. Ich frage mich persönlich aber auch und uns: Wie stelle ich selbst Kirche dar, wenn ich ein Gotteshaus betrete?

Ich bin gefunden.

Vom Suchen und Finden Gottes im Alten Neuen Testament

Von Barbara Kusche Cf – Impuls-Exerzitien per Telefon August 2023

Einführungsimpuls: Tief unten in der Krypta des Lebens

Tief unten in der Krypta des Lebens – so lautet das Einführungsthema unserer Exerzitien: Tief unten in der Krypta *meines* Lebens, so die Verdichtung.

Vielleicht ein seltsamer Titel? Wenn man sehr alte Dome oder Kirchen betritt und andächtig schauend durchschreitet, wird man in der Regel irgendwo auf einen Hinweis zur Krypta stoßen, die immer in der Tiefe zu suchen und zu finden ist – im ursprünglichsten Teil des Gotteshauses, ganz tief unten, oft nur über steile Treppen zu erreichen.

Vielleicht fällt Ihnen spontan eine Kirche ein, in deren Krypta Sie gerne sind oder gewesen sind, weil Sie da nichts ablenkt und Sie im Halbdunkeln einfach gut bei sich selbst sein und beten können. Mich erinnern Krypten immer an den Uterus, in dessen Dunkelheit und Geborgenheit wir alle vor unserer Geburt bei der Mutter gut aufgehoben waren.

Machen wir nun einen kleinen Ausflug nach Jerusalem in die Grabes- bzw. Auferstehungskirche. Wer von Ihnen hat sie schon besucht und erlebt?

Inmitten der Altstadt von Jerusalem liegt diese alte Kreuzfahrerkirche, die im 11./12. Jh. in der heutigen Gestalt gebaut wurde. Die allererste Grabeskirche wurde unter Konstantin 335 eingeweiht, zehn Jahre nach der Kreuzesauffindung durch die hl. Hele-

na, Mutter des Kaisers. Von da an galt dieser Ort als heilig für alle Christen. Errichteten Juden im AT an Orten besonderer Gotteserfahrung einen Gedenkstein bzw. einen Altar, so führten Christen diesen uralten Brauch weiter. Statt eines Steines oder Altares im Freien bauten sie Kirchenräume, in denen das Allerheiligste verborgen und verehrt wurde.

So auch die Grabes- bzw. Auferstehungskirche. Sie hat vier Stockwerke, die wir nun gemeinsam durchschreiten wollen. Betritt man die Kirche durch das mächtige Eingangportal, stößt man bald auf den großen Salbungsstein. Immer ist er umlagert von vielen Pilgern, die den Duft dieses Steines mit mitgebrachten Tüchern, Rosenkränzen aufnehmen oder einfach ihre Hände auf den Stein legen, um in einem Moment der inneren Stille beim Heiligen zu verweilen.

Ein paar Schritte davon entfernt kann man über eine Wendeltreppe zum Kalvarienberg hinaufsteigen, wo Jesus gekreuzigt worden ist. Die Stelle, in der das Kreuz stand, wird tief verehrt. Viele Menschen tasten sie mit der Hand ab und entzünden anschließend in einem Sandbecken davor eine dünne Wachskerze in ihren persönlichen Anliegen. Schließlich steigt man eine andere Wendeltreppe wieder hinab auf die Eingangsebene.

In der weiten Geräumigkeit dieser Kirche befinden sich hier das Katholikon, das Zentrum der Kirche im Mittelschiff, heute die griech.-orth. Kirche, mit herrlicher Mosaikkuppel und dem Lichtkreuz außen. Gleich daneben ist das Hl. Grab (Ádikula) Jesu, das ihm zum Auferstehungsort wurde. Es ist ein heiliger Ort für Christen aller Kirchen. Auch dieser heiligste Teil wird überwölbt von einer wunderbar großen Rotunde.

All diese Räume, natürlich ergänzt durch etliche andere, in der die einzelnen Kirchen ihre Gottesdienste feiern, befinden sich

ebenerdig. Eine breite Treppe aber führt in die Tiefe zur Helena Kapelle, wo die Heilige dankbar verehrt wird.

Seitlich vom Altar dieser Kapelle steigt der Pilger eine weitere Treppe noch tiefer hinab. Hier im 2. Untergeschoss befinden sich zwei Kapellen. Die eine ist dem Märtyrer Vartan (+451) gewidmet, die andere ist der wirkliche Ort, wo das Kreuz Christi gefunden wurde, eine ehemalige römische Zisterne, die dann im 11. Jh. zu einer Kapelle umgestaltet wurde. Ein Jh. später wurde den Pilgern dort eine Bodenplatte aus Marmor gezeigt, in der ein Intarsienbild aus Stein die Umrisse einer byzantinischen Kirche andeutet. In ihr steht hoch aufgerichtet ein Kreuz mit zwei angelehnten Stangen. Die eine trägt den Schwamm, mit dem Jesus der Essig gereicht wurde, die andere ist die Lanze, mit der sein Herz durchbohrt und geöffnet wurde. Auch heute kann man das Bild noch sehen. Aber es ist sehr dunkel dort unten in der Tiefe dieser eigentlichen Krypta der Auferstehungskirche.

Andere Pilger vor mir hatten dort in einer besinnlichen Zeit Kerzen entzündet, die nun Licht ins Dunkel brachten. Warm empfing es mich. – Das gilt wohl auch im Übertragenen: Andere Menschen haben mir den Raum der Kirche erschlossen und das Licht des Glaubens für mich und in mir entzündet, z. B. bei meiner Taufe. Dieses Licht Christi strahlt bis heute weiter in mir. Dieses Bild aus der untersten Krypta der Auferstehungskirche in Jerusalem kann Sie einladen, in diesen stillen Tagen vertrauensvoll in die Krypta Ihres Lebens und Herzens hinabzusteigen, um dort ganz tief unten JESUS zu suchen und von ihm gefunden zu werden, IHM zu begegnen.

Zur Vertiefung des Bildes von der Krypta mag Sie folgende, als Volksgut überlieferte Erzählung „Die leere Kammer“ anregen: Es war einmal ein reicher König, der freigebig für sein Volk sorgte. Tag für Tag gab er aus seinem großen Vermögen bedürftigen Men-

schen, was sie nötig hatten. Und dennoch wurde seine Schatzkammer nie leer. Er hatte aber eine seltsame Gewohnheit. Bevor er in seine gut gefüllte Schatzkammer hineinging, suchte er Tag für Tag, Jahr für Jahr, zuerst eine andere Kammer ganz unten in der Tiefe des Schlosses auf, in die niemand Zutritt hatte. Ein eigener Wächter bewachte sie bei Tag und bei Nacht. Und wenn der König kam, ließ er den Diener beiseitretreten, damit er nicht hineinschauen konnte. Dann erst öffnete der König die Tür, und verschloss sie von innen. Täglich blieb er eine Stunde lang in der Kammer.

Alle wussten um diese Stunde des Königs. Und im Laufe der Zeit rankten sich die wildesten Gerüchte um diese Kammer. Die einen meinten, er betreibe geheime Zauberei, andere wähten ihn gar mit dem Teufel im Bunde, weil sein Reichtum nie abnahm. Aber niemand wagte den König zu fragen.

Schließlich wurde der König alt. Als er spürte, dass er nicht mehr lange zu leben habe, rief er seinen Sohn zu sich und wollte ihn in das Geheimnis seines Reichtums einweihen. Aber bevor sie in die Kammer hinabstiegen, ließ er ihn schwören, mit niemandem darüber zu sprechen. Der Sohn versprach es.

So stiegen sie über viele Stufen hinab bis in die unterste Tiefe des Schlosses. Dort angekommen, ließ der König den Wächter beiseitretreten und öffnete dann die Tür für den Sohn. Beide traten sie ein. Verwundert und erschrocken schaute sich der Sohn um. Er hatte Gold, Silber und Edelsteine erwartet, doch war da nichts von alledem. Die Kammer war leer, einfach nur leer.

Da sagte der Vater zu ihm: „Ich werde dich heute Nacht hier einschließen. Du sollst über diese Kammer nachdenken. Morgen früh kannst du mir davon erzählen.“ Den Sohn packte das Entsetzen. Er bat seinen Vater, das nicht zu tun, doch der umarmte ihn gütig und schloss ihn ein.

Als er ihn am Morgen in der leeren Kammer aufsuchte, lag der Sohn mit offenen Augen am Boden, eingehüllt in seinen Mantel. „Worüber hast du in dieser Nacht nachgedacht?“ fragte der Vater sanft. „Ich fürchtete mich und konnte an nichts anderes denken. Ich werde diese Kammer zumauern lassen“, antwortete der Sohn. Der König sagte nichts dazu und führte ihn hinaus. Aber am Abend schloss er den Sohn wieder mit nämlichen Worten in diese Kammer ein. Und als er ihn morgens wieder traf, sagte der Sohn trotzig: „Ich habe endlos darüber nachgedacht, womit ich diese Kammer füllen kann.“ Wieder schwieg der König dazu. Und wieder wiederholte sich das Einschließen am Abend.

Als der Vater am dritten Morgen eintrat, fand er den Sohn tief schlafend. Er weckte ihn und stellt ihm erneut die Frage: „Worüber hast du in dieser Nacht nachgedacht?“ Lächelnd erwiderte der Sohn: „Vater, ich werde deine gute Gewohnheit weiterführen.“ „Dann hast du das Geheimnis der leeren Kammer entdeckt und verstanden. Lass uns nun in die andere Schatzkammer gehen und den Bedürftigen geben, was sie brauchen.“

Beten wir am Schluss noch mit einer Schriftstelle: Ja, Amen. Ich bin das Alpha und das Omega, spricht Gott, der Herr, der ist und der war und der kommt, der Herrscher über die ganze Schöpfung. Offb 1,7e-8

Ja, Amen. Jesus, sage Amen, so beten wir oft mit Mary Ward.
Du, Gott, bist das Alpha und das Omega meines Lebens
Du, Gott, bist das Alpha und das Omega unser aller Leben, unseres Institutes
Du, der Du bist und der Du warst und der Du kommst, heute, gestern, morgen,
Du, der Herrscher über die ganze Schöpfung. Jesus, sage Amen.

DU bist ein Gott, der mich sieht: Hagar am Brunnen (Gen16)

Ich bin gefunden. Vom Suchen und Finden Gottes im AT und NT, so lautet unser Gesamtthema. Dem wollen wir uns nun nähern. Dazu steigen wir gemeinsam tief in die unterste Krypta unserer Vätergeschichte hinab, zu Abram und Sara, zu Hagar, der ägyptischen Sklavin Saras.

Obwohl Abraham schon bei seinem ersten Gottesruf (Gen 12), als er aus dem Land seiner Väter in ein nicht benanntes verheißenes Land ziehen soll, den Segen Gottes zu einem großen Volk verheißungen bekommt, bleibt seine Unfruchtbarkeit und die seiner Frau über lange Zeit sein Thema. Er ist schon beim Wegzug ein alter Mann von 75 Jahren. In seinen folgenden Begegnungen mit Gott benennt er sie immer wieder und Gott beteuert ihm jedes Mal, es wird so sein, wie ER es gesagt hat: Ein Segen sollst du sein (Gen 12,2). Deine Nachkommen werden zahlreich sein wie die Sterne am Himmel (Gen 15, 5). Und: Abraham glaubt Gott! Sein Glaube muss ein ganz besonderer gewesen sein, tief verwurzelt in der Krypta seines Herzens, wo er wieder und wieder seinem Gott begegnet. Ihm vertraut er sich an, Ihm glaubt er – auch gegen allen Augenschein – und er erlebt, wie sein Gott Schritt für Schritt, manchmal auf scheinbaren Umwegen, seine Verheißung wahr macht.

Sara verliert in diesem Prozess schließlich die Geduld. Da sie selbst scheinbar unfruchtbar bleibt, funkt sie Gott ins Handwerk und will ihrem Mann nun über Hagar, ihrer ägyptischen Sklavin, ein Kind verschaffen. Das war damals durchaus gängige Praxis. Ein Mann konnte mehrere Frauen haben. So gibt Sara Hagar Abraham zur Frau. Er geht zu ihr und prompt wird sie schwanger. Das löst bei Hagar und Sara verschiedene Reaktionen aus. Hagar wird stolz und die Herrin verliert ihre Achtung. Sara wiederum fühlt sich doppelt verletzt. Einmal durch die Schwangerschaft selbst, die ihr

verwehrt ist, und dann durch die herablassende Behandlung von Hagar ihr gegenüber. Wahrscheinlich hat Sara nicht damit gerechnet, wie schmerzhaft es für sie sein könnte, zuschauen zu müssen, wie das Kind ihres Mannes in der Rivalin wächst. Das löst Zorn, Wut und Zwiespalt in ihr aus. Mit diesen Gefühlen geht sie zu Abraham und spricht sie aus. Abraham entgegnet Sara: Hier ist deine Magd; sie ist in deiner Hand. *Tu mit ihr, was du willst. Da behandelte Sara sie so hart, dass ihr Hagar davonlief.* (Gen 16,6ff)

Gehen wir mit Hagar. Stunde um Stunde läuft sie durch die Wüste. Sie wütet in ihrem Herzen, führt Selbstgespräche, wie wir sie auch kennen nach erfahrenem Unrecht. Da ist sie von ihrem Herrn geschwängert worden, weil seine erste Frau Sara als unfruchtbar gilt. Sie, die Sklavin, trägt nun den Herrensohn in sich und Sara verzehrt sich vor Eifersucht, obwohl sie das Ganze doch angezettelt hat, und ist gemein und hart zu ihr. So verliert sie sich im Zorn und kreisen ihre Gedanken unaufhörlich durch Kopf und Herz, bis Hagar ganz ausgedörrt und schwach ist.

Endlich kommt sie auf ihrem wüsten Weg an eine Quelle. Und die Quelle schenkt ihr unversehens eine Begegnung mit dem Engel des HERRN. Es heißt: *Der Engel des HERRN fand Hagar an einer Quelle in der Wüste.* Hagar wird also gefunden inmitten ihrer Herzensnot. Wenn sie gefunden wird, ist sie zuvor doch verloren gewesen, verloren in Sklavenabhängigkeit, in Zwangsverheiratung, in Rechtlosigkeit, in Würdelosigkeit und zuletzt in ungerechter Behandlung. In all dem findet der Engel des HERRN sie. Er achtet und würdigt sie als Mensch und als Frau, indem er sie beim Namen nennt: *Hagar, Magd Sarais, woher kommst du und wohin gehst du?* Diese beiden einfachen Fragen umschließen ihre ganze Geschichte, Herkunft und Zukunft. Hagar, Magd Sarais, woher kommst du und wohin gehst du?

Hagar antwortet aufrichtig: *Ich bin meiner Herrin Sarai davongelaufen.* Ihre schlimme Situation benennt sie nicht eigens. Das nimmt ihr der Engel ab, der ihr antwortet: *Geh zurück zu deiner Herrin und ertrag ihre harte Behandlung! Deine Nachkommen will ich so zahlreich machen, dass man sie nicht zählen kann. – Du bist schwanger, du wirst einen Sohn gebären und ihn Ismael – Gott hört – nennen; denn der Herr hat auf dich gehört in deinem Leid.*

Hagar wird vom Engel angewiesen, ihrem Sohn einen Namen zu geben, der ihre Erhörung im Gedächtnis erhält: Ismael, Gott hört! Hagar, die Sklavin, ist die erste Frau im AT, die eine direkte Begegnung mit einem Engel hat und als Heilsbotschaft die kommende Freiheit zugesprochen bekommt. Und so fügt der Engel seine Verheißung an: *Ismael wird ein Mensch sein wie ein Wildesel. Seine Hand gegen alle, die Hände aller gegen ihn! Allen seinen Brüdern setzt er sich vors Gesicht.*

Damit endet diese Begegnung. Hagar, nun tief erfüllt von Freude und Frieden, nennt den Herrn, der zu ihr gesprochen hat: *El-Roi, Gott, der nach mir schaut. Sie sagte nämlich: Habe ich nicht nach dem geschaut, der nach mir schaut?* Habe ich nicht in meinem Elend, in meiner Wut und in meinem Weglaufen in die Wüste im Tiefsten jenen gesucht, den ich verloren hatte? Er aber hat mich gefunden. Er hat nach mir geschaut und mir meine Würde und Freiheit zurückgegeben. *Darum nannte sie den Brunnen Beer-Labai-Roi, Brunnen des Lebendigen, der nach mir schaut. Er liegt zwischen Kadesch und Bered.* Die Ortsangabe macht deutlich, wie wahr diese Gottes-Begegnung bleibt und ist für alle Generationen, die noch folgen werden, bis zu uns und über uns hinaus. Wir wissen uns eingebettet in eine lange Generationenfolge von Frauen und Männern, die Gott suchten und verloren, die sich je neu von IHM suchen und finden lassen müssen, besser: dürfen. Denn Gottes Suchen und Finden hat immer mit Freisein zu tun.

Gottes einfache Fragen an Hagar gelten auch uns heute: Woher kommst du und wohin gehst du? – Ich komme aus Gott und ich gehe zu Gott. „Immer nach Hause“, so sagt Novalis, der Dichter. In unserem GL 434 gibt es ein Lied, das dieses wundersame Geheimnis ins Wort fasst. Der KV lautet: *Du bist Gott, unser Gott, die Zuflucht für und für. Dir leben wir, dir sterben wir, wir gehen von dir zu dir.*

Die namenlose Frau am Jakobsbrunnen (Joh 4, 1-26)

„Du bist Gott, unser Gott, die Zuflucht für und für. Dir leben wir, dir sterben wir, wir gehen von dir zu dir. Amen.“

Das Erleben der Hagar hat eine Entsprechung im NT. So wollen wir uns jetzt an einem anderen Brunnen niederlassen, an dem nun Jesus in der Mittagshitze eine namenlose Frau trifft. Normalerweise treffen sich die Frauen aus dem Dorf morgens und abends am Brunnen, um Wasser zu holen und auch Neuigkeiten auszutauschen. Durch das gemeinsame Gehen fühlen sie sich und sind sie geschützt.

Diese Frau aber geht allein in der Mittagshitze. Sie hat keinen wirklichen Anteil an der Dorfgemeinschaft. Warum das so ist, das wissen wir. An diesem Tag ist die Frau wieder allein gegangen, doch erstaunlicherweise trifft sie jemanden am Brunnen, einen unbekanntem Mann, einen Juden. Er schaut ihrem Kommen gelassen entgegen, wohl mit freundlich zugewandtem Gesicht. Er hat auf sie gewartet, er nimmt sie wahr, er spricht sie an, als Jude – in der Öffentlichkeit des Brunnens. Er überschreitet und öffnet einfach die Grenze zwischen Juden und Samaritern und bittet sie: *Gib mir zu trinken!* Das ist so außergewöhnlich für die Frau, dass sie zunächst mit einer Gegenfrage reagiert: *Wie kannst du als Jude mich, eine Samariterin, um Wasser bitten?* Darauf geht Jesus gar nicht ein, sondern er sagt: *Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht und wer es ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!; dann hättest du ihn gebeten, und*

er hätte dir lebendiges Wasser gegeben. – Die samaritanische Frau steht immer noch an der Grenze, die Jesus schon geöffnet hat – für sich selbst und auch für sie, aber der offene Zugang ist bei ihr noch nicht angekommen. Und Jesu Worte sind ja wirklich sehr geheimnisvoll. Lauschen wir ihnen noch einmal: Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht und wer es ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!; dann hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben.

Es geht um Dreierlei: Um die Gabe Gottes, um Jesus als Person und um lebendiges Wasser für die Frau und andere Dorfbewohner.

Alle drei Themen werden im weiteren Gespräch umkreist und letztlich bilden sie, zusammengebunden wie ein Zopf, nur ein einziges Thema. Gehen wir also nochmals zurück: *Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht und wer es ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!; dann hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben.*

Was antwortet die Frau, die in der sichtbaren Realität bleibt? *Herr, du hast kein Schöpfgefäß und der Brunnen ist tief; woher hast du also das lebendige Wasser? Bist du etwa größer als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat...? Wieder spricht Jesus sehr geheimnisvoll: Wer von diesem Wasser trinkt, wird wieder Durst bekommen; wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird niemals mehr Durst haben; vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zur sprudelnden Quelle werden, deren Wasser ewiges Leben schenkt.*

Offenbar gibt es zwei verschiedene Wasser, das eine lässt nach dem Trinken wieder durstig werden, das andere löscht den Durst nicht nur, sondern wird im trinkenden Menschen selbst zu einer sprudelnden Quelle, die ewiges Leben schenkt. Natürlich irdisches Wasser und geheimnisvoll ewiges Wasser. Jesus geht es um das zweite, während die Frau immer noch beim ersten steht und danach verlangt.

Nachdem es keine Bewegung im Denken und Verstehen der Frau gibt, – es ist ja Mittagshitze! – versucht Jesus als guter Pädagoge nun einen anderen Zugang. Er fragt sie nach ihrem Mann. Und obwohl er als Fremder nichts von ihrer Geschichte wissen kann, blättert er in ihrem Leben mit den sechs Männern wie in einem offenen Buch. Da endlich begreift die Frau etwas mehr: *Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist.* Und eine alte Frage steigt in der Krypta ihrer Seele auf: Wo betet man Gott an? Auf dem Berg oder in Jerusalem?

Bei dieser Frage antwortet auch Jesus vom Herzen her. Er, der am Herzen des Vaters ruht und von ihm Kunde bringt, verweist jetzt auf den Vater. *Zu ihm beten die wahren Beter im Geist und in der Wahrheit.* Auf einmal steht da der dreifaltige Gott im Raum der Schöpfung, in der Mittagshitze, in der er sich schon einmal dem Urvater Abraham geoffenbart hatte. Jetzt offenbart er sich in der Person des jüdischen Fremden am Brunnen in Samarien. Jetzt begreift die Frau sofort und bringt den Messias ins Spiel: *Ich weiß, dass der Messias kommt, das ist: der Gesalbte (Christus). Wenn er kommt, wird er uns alles verkünden.* Und Jesus bekennt ihr: *Ich bin es, ich, der mit dir spricht.*

Hatte der Engel des Herrn die Sklavin bei der Quelle gefunden, Hagar beim Namen genannt und ihr deutlich gemacht, dass Gott nach ihr in Not und Elend schaut und sie mit einer Verheißung beschenkt, so hat Jesus diese namenlose Frau am Brunnen bei Sychar gefunden. Zugewandt und wertschätzend schaut er sie an und blättert er ihre Lebensgeschichte auf, so wie sie ist, mit Hoffnung und Leid darin, mit Liebe und Enttäuschung. Die Begegnung Jesu mit der namenlosen Frau und das Gespräch miteinander ließ beide tief hinabsteigen in den Brunnen von Zeit und Ewigkeit. Am Ende ihrer Begegnung offenbart Jesus der Namenlosen *seinen* Namen: *Ich bin es.* Er selbst ist die Gabe des Vaters im Heiligen Geist, der wie lebendiges Wasser aus der Seele aller wahrhaft Betenden strömen wird.

Paulus wird später in Röm 10,20 in einem anderen Zusammenhang eine Stelle aus dem Propheten Jesaja (65,1) zitieren, die auch hier zum Tragen kommt: *Ich ließ mich finden von denen, die nicht nach mir suchten; ich offenbarte mich denen, die nicht nach mir fragten.*

Könnte es sein, dass sich in der Geschichte der verlorenen namenlosen Frau, die von Jesus gesucht und gefunden wird, auch meine eigene Geschichte vom Verlorengehen, Suchen und Gefunden werden steckt?

Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist... †

Unsere Arbeit im Fokus: Myanmar

Manche Krisenherde stehen aktuell im Fokus der Medien, vor allem der Krieg im Gazastreifen und noch immer der Krieg in der Ukraine. Hilfe wird aber auch da gebraucht, wo medial schon in Vergessenheit geraten ist, wie groß die Not ist.

Seit 2021 leben Schwestern der Congregatio Jesu in Myanmar. Am 1. Februar 2021 hat das Militär die Macht in Myanmar ergriffen und versucht, jeglichen Widerstand mit Gewalt zu unterdrücken. Das Militär schoss wahllos auf Zivilisten um gegen Putschgegner vorzugehen. Seitdem gibt es einen Konflikt zwischen der an die Macht geputschten Militärregierung und zivilen demokratischen Gruppen.

Mit der Machtergreifung des Militärs begannen westliche Staaten mit der Verhängung von Wirtschaftssanktionen, um der Junta den Geldhahn zuzudrehen, was zu einer heftigen Inflation führte. Mit dem Anstieg des Dollarkurses stiegen die Ölpreise und alle Preise, und die von Importen abhängige Wirtschaft Myanmars brach zusammen. Junge Menschen wollen nicht mehr in Myanmar leben



Sr. Cecilia Lee mit Kindern in Myanmar

und versuchen, das Land zu verlassen. Das Militär kontrolliert jedoch die Passämter, und die Bearbeitung von Passanträgen stößt auf massive Schwierigkeiten. In dieser Situation hat sich die Congregatio Jesu in verschiedenen Aktivitäten in verarmten Gebieten engagiert.

Mitschwestern versorgen die Menschen, die keine Ernährungsgrundlage haben, mit Reis und Öl und unterstützen Kriegsflüchtlinge. Seit 2023 unterstützen sie ein Nachhilfzentrum in einem städtischen Armenviertel, das keinen Zugang zu Bildung hat, und führten in den Sommerferien eine Sommerschule in fünf Armenvierteln durch. Diese Gebiete haben eines gemeinsam: keinen Strom und kein fließendes Wasser. In der Regenzeit erhalten sie Regenwasser, aber in der Trockenzeit, wenn es nicht regnet, ist es schwierig, Wasser zu bekommen. Deshalb führten die Mitschwestern in der letzten Trockenzeit ein Projekt zur Trinkwasserversorgung durch. Außerdem bieten sie Hygieneerziehung an, denn die Toilettenanlagen sind sehr schlecht und die Umgebung ist nicht sauber. Im Laufe der Zeit verlagerten sie unsere Arbeit auf Bildungsaktivitäten. Anstatt kostenlose Hilfe zu leisten, glauben wir, dass es besser ist, eine langfristige Vision zu haben und Kinder und Jugendliche zu befähigen, ihre Zukunft durch Bildung selbst zu gestalten. Daher hoffen wir, Nachhilfzentren für Kinder und Berufsausbildungszentren für junge Menschen einrichten zu können, die einen Fuß in die Tür bekommen müssen, aber keinen Zugang zu Bildung haben.

Spendenkonto

Congregatio Jesu Mitteleuropäische Provinz

IBAN: DE32 7509 0300 1202 1020 21

BIC: GENODEF1M05

Stichwort: Hilfe für Myanmar

Sie suchen...?

Exerzitien sind Tage intensiver Begegnung mit Gott. In der Stille, den Gebetszeiten, durch Impulse und im Begleitgespräch nimmt der Exerzitant/die Exerzitantin die Realität der eigenen Sehnsüchte, der Erfolge, der Brüche und Leerstellen wahr und richtet sich auf Gott und Sein heilendes Wirken aus.

Geistliche Begleitung ist ein Dienst für Menschen, die ihr Leben christlich ausrichten wollen. Alles was geschieht, sei es angenehm oder unangenehm, löst in uns innere Regungen aus: Freude, Zögern, Angst, Vertrauen, Wut... Diese Regungen werden im Gespräch, das in etwa einmal im Monat stattfindet, angeschaut. In achtsamer Unterscheidung gewinnt der/die Begleitete aus den eigenen Erkenntnissen zunehmend Klarheit, wie er/sie das eigene Leben vor Gott gestalten will.

Für **Einzelexerzitien, stille Tage** und **geistliche Begleitung** können Sie bei den Schwestern, die im Folgenden genannt sind, individuelle Termine absprechen.

Unsere Begleiterinnen

Augsburg

Sabine Adam CJ

Fon 0821 50272-10 · sabine.adam@congregatiojesu.de

Ursula Dirmeier CJ

Fon 01766 2019331 · ursula.dirmeier@congregatiojesu.de

Christiane Eschenlohr CJ

Fon 0821 50272-20 · christiane.eschenlohr@congregatiojesu.de

Maria Gabriel Kessenich CJ (*geistliche Begleitung*)

Fon 0821 50272-23 · gabriel.kessenich@congregatiojesu.de

Angelika Kutt CJ

Fon 0821 50272-80 oder 0170 3182628 · angelika.kutt@t-online.de

Marianne Milde CJ

Fon 0821 50272-50 oder 0174 7300962 · marianne.milde@congregatiojesu.de

Britta Müller-Schauenburg CJ

britta.mueller-schauenburg@congregatiojesu.de (ab Sommer 2024)

Bad Reichenhall

Petra Hiemetzberger CJ

Fon 08651 9761-0 · petra.hiemetzberger@congregatiojesu.de

Regina Köhler CJ (*Exerzitienbegleitung*)

Fon 0160 99869550 · regina.koehler@zmmw-cj.de

Bamberg

Beate Neuberth CJ

Fon 0951 98023-21 · beate.neuberth@congregatiojesu.de

Fulda

Igna Kramp CJ · *Fon 0661 872 14 · igna.kramp@congregatiojesu.de*

Grafschaft

Simone R Emmert CJ · *Lindenstr. 26 · 53501 Grafschaft*

Fon 0151 42836042 · simone.remmert@congregatiojesu.de

Hannover

Magdalena Winghofer CJ · *magdalena.winghofer@congregatiojesu.de*

München

Hilmtrud Wendorff CJ

Fon 089 829942-19 · hilmtrud.wendorff@congregatiojesu.de

Gratia Hallhuber CJ · *Fon 089 829942-37 · Ghallhuber@web.de*

Gabriele Martin CJ

Fon 0151 17293204 · gabriele.martin@congregatiojesu.de

Neuburg an der Donau

Monika Glockann CJ

Fon 08431 5905-40 · monika.glockann@congregatiojesu.de

Maria Barbara Kusche CJ

Fon 08431 590538 barbara.kusche@congregatiojesu.de

Passau

Gudula Bonell CJ

Fon 0851 501975 50 · gudula.bonell@congregatiojesu.de

Österreich - Wien

Christa Huber CJ

Fon 0043 (0)1 512 249-311 · christa.huber@congregatiojesu.de

Johanna Schulenburg CJ

Fon 0043 (0)1 512 249-314 · johanna.schulenburg@congregatiojesu.de

Unser Tagungshaus

Neuburg an der Donau

Ansprechpartnerin: M. Barbara Kusche CJ

Durchwahl: 08431 5905-38 (auch AB)

barbara.kusche@congregatiojesu.de

Unsere Autorinnen

Sr. Ursula Dirmeier CJ arbeitet im Archiv der Augsburger Gemeinschaft. Ihr Spezialgebiet ist die Spiritualität Mary Wards und die Ursprungsgeschichte der Congregatio Jesu.

Sr. Christa Huber CJ ist Mitarbeiterin des Bereichs Spiritualität und Exerzitien im Kardinal König Haus und Verantwortliche für die Berufungspastoral in der Congregatio Jesu.

Sr. Igna Kramp CJ ist Leiterin des Entwicklungsbereichs Geistliche Prozessbegleitung im Bistum Fulda.

Sr. Barbara Kusche CJ arbeitet als Geistliche Begleiterin und Exerzitienbegleiterin im „Haus der Begegnung“ in Neuburg a. d. Donau.

Sr. Gabriele Martin CJ ist Provinzassistentin in der Mitteleuropäischen Provinz der Congregatio Jesu, geistliche Begleiterin, Referentin und Trainerin.

Sr. Beate Neuberth CJ übernimmt fast täglich Kirchenpräsenz in der Bamberger Institutskirche, hält Führungen, überträgt Chronikbücher aus der deutschen Schrift ins Digitale und malt.

Sr. Birgit Stollhoff CJ ist Leiterin des Jugendpastoralen Zentrums „Tabor“ in Hannover und macht derzeit daneben die Ausbildung zur Pastoralreferentin im Bistum Hildesheim

Sr. Magdalena Winghofer CJ ist Verantwortliche der Mitlebe-Kommunität in Hannover und arbeitet in der Stadtteil-Pastoral in Neubaugebieten. Sie ist Provinzassistentin und in der Berufungspastoral tätig.